Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 22 **Marburg i. H., den 1. Juni** **1911**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Pfingstgedanken — Die Ethische Richtung in Holland. Zweites Stück — Ueber die Arbeitsweise der Missionen — Die „grüne Insel" — Aus dem Briefe eines katholischen Laien — Das katholische Element im neuen Irrlehreverfahren — Gedichte von Moritz August Nobbe — Verschiedenes: Wissenschaft und Philosophie (Häberlin); Christliche Antike (v Sybel); Die Darstellung der Auferstehung Christi (Schönewolf); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Pfingstgedanken

Der Herr ist der Geist; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit. 2. Kor. 3, 17.

Jesus ist nicht wie ein Komet aus weltenweiten Fernen an unserm Himmel erschienen und, nachdem er eine Zeitlang geleuchtet hatte, wieder verschwunden. Er war nicht nur Geist, sondern er ist der Geist. Eine wunderbare Sonne entzündet er Stern um Stern, daß sie in seinem Lichte glänzen und von seinem Feuer brennen. Paulus und Johannes, Origenes und Augustin, Franz von Assisi und Meister Eckehart, Luther und Calvin sind dadurch groß, daß sie einige Gedanken Jesu noch einmal gedacht und etliche Werke getan haben, bei denen uns die Erinnerung an ihn auftaucht. Bis zu diesem Tage verdanken wir ihm das Beste, was die Menschen ausgerichtet haben, die nach ihm gekommen sind. Wenn wir uns einmal aus unserm Leben alles das hinwegdenken, was irgendwie den Stempel seines Geistes trägt, dann fühlen wir, wie arm wir wären ohne den Besitz, den der einzige Name Jesus symbolisiert. Schiller hat begeistert gerufen: „Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns." Wahrhaftig, hier ist mehr als Homer!

Wo immer uns aus den unvergänglichen Worten Jesu oder aus den von seinen Seelenreichtümern lebenden Persönlichkeiten der heilige Geist anweht, da fühlen wir schmerzlich die Verschiedenheit unsres Wesens von dem seinigen. Der Zustand der Empörung und Anarchie in unserm Innern wird uns unerträglich, wenn wir uns dem Eindruck der Harmonie des Christuslebens hingeben. Mit jener Unmittelbarkeit und Sicherheit, die jeden Zweifel ausschließen, erleben wir an Jesus die Wahrheit unseres eigenen Menschentums. In ihm tritt die Bestimmung, die auf uns wartet, der Beruf, zu dem wir auserwählt sind, vor unser Auge. Und in heiliger Sehnsucht erzittert unsre Seele bis hinab in ihre verborgensten Tiefen. Keiner hat so das Heimweh nach unserm wahren Selbst zu wecken gewußt wie er.

Wer kennt nicht die Erzählung von dem gefangenen König Richard Löwenherz, den sein treuer Sänger Blondel, von Burg zu Burg ziehend, suchte? Als er endlich vor dem Kerker, darin sein Herr schmachtete, dessen Lieblingslied anstimmte, da lauschte dieser überglücklich und antwortete dem Freiheit verheißenden Gesang. Ebendas erleben wir innerlich, wenn die Stimme Jesu an unsre Seele dringt. Der Gottesmensch in uns wacht auf und sehnt sich nach seiner Befreiung. Das Herz entbrennt ohne Maß, verschüttete Quellen wallen auf und strömen über, vorher verschlossene Pforten wollen aufspringen, wenn der Herr, der der Geist ist, unser Gemüt und Gewissen angerührt hat.

Nichts ist wunderbarer und hinreißender an Jesus als die vollendete Natürlichkeit, Leichtigkeit und Sicherheit seiner Rede und seines Lebens. Da ist nichts Gesuchtes, Gemachtes, Gesteigertes. Alles Aeußere ist der unveränderte Abdruck und

Ausdruck des Inneren. Im Kleinsten und Größten herrscht Maß, Einklang und Harmonie. Wie weit ist wohl noch der Weg bis dahin, daß die Freiheit des Christuslebens der Gemeinbesitz eines glücklicheren Menschengeschlechts sein wird? Wie oft noch müssen Kinder über ihre Eltern hinauswachsen und neue Geschlechter besser werden als die alten waren, bis das Zeitalter des Geistes und der Freiheit anbrechen kann?

Es muß uns genug sein, die sonnige Höhe, zu der die Menschheit Gottes in langsamer Wanderung emporsteigt, von ferne zu schauen. Aber wir kennen unsre Aufgabe. Wir wollen selber leben und Anderen Mut machen, daß sie es wagen an die hohe Bestimmung ihrer Seele zu glauben. Herolde möchten wir sein des Herrn, der der Geist ist, und Verkündiger der herrlichen, königlichen Freiheit der Kinder Gottes. C G

Die „Ethische Richtung" in Holland

2

Bei dieser ethischen Fundierung des Glaubens und der Verinnerlichung des ganzen religiösen Lebens hat man es vielfach als Mangel, ja als Zwitterhaftigkeit bezeichnet, daß dieser ethische Glaube doch viele Bestandteile historischen Ursprungs enthält und eifrig die Heilstatsachen religiös verarbeitet. So bindet die ethische Richtung den Glauben der Gemeinde an die Person Jesu Christi, was zur notwendigen Folge hat, daß ihr Glaubensbesitz Bestandteile enthält, die nur durch geschichtlich-wissenschaftliche Untersuchung gewonnen werden. Können aber solche „zufällige Geschichtswahrheiten" Gegenstand des Glaubens sein? Wird damit nicht das religiöse Leben von ihnen abhängig und damit seiner Selbstsicherheit beraubt?*)

Abgesehen nun von der Tatsache, daß wir als Glieder der Gemeinde in dieser Hinsicht Alle Erben der Vergangenheit sind und daß wir in der Geschichte, zumal in ihren Quell- und Höhepunkten, kein christlich-religiöses Leben ohne das Gebundensein an Christus kennen — mag auch die Vorstellung über die Art und Weise dieser Verbindung noch so verschieden sein —, ist es doch die Frage, ob es überhaupt zufällige Geschichtswahrheiten gibt. „Wer glaubt, daß allem Weltgeschehen ein Plan Gottes zu Grunde liegt und in ihm zur Offenbarung d. h. zur Verwirklichung kommt, kann im Grund der Sache von Zufall nicht sprechen" (S. 23). Die großen Tatsachen im Leben des Herrn, sein Leiden und Sterben, seine Auferstehung und seine Verherrlichung, sind auch nicht etwa nebensächliche, ohne Verbindung für sich selbst stehende Ereignisse, sondern Weltereignisse, die den Lauf der Weltgeschichte bestimmt haben. Und

*) Vgl. hierüber neuerdings die eingehende Erörterung von Wobbermin: Geschichte und Historie in der Religionswissenschaft. Ergänzungsheft zur Zeitschrift für Theologie und Kirche. Tübingen, Mohr 1911. 87 S. Im Einzelverkauf 2 Mk.

deren Tatsächlichkeit und Bedeutung hängt nicht von den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung ab. „Daß Rom gegründet worden ist, bleibt wahr, auch wenn keiner der überlieferten Berichte vor wissenschaftlicher Prüfung bestehen kann. Daß Jesus auferstanden ist, kann wahr sein, wenn auch die Zahl der Fragen, die uns die evangelischen Berichte darüber nahelegen, Legion ist; und daran würde sich auch nichts ändern, selbst wenn die wissenschaftliche Untersuchung zu dem Resultat käme, daß keinem davon der Wert eines historischen Dokumentes zuzuerkennen sei." Der Wissenschaft kann man also unbedenklich freie Bahn geben, ihre Resultate annehmen, ihren Hypothesen zujubeln: Der Orthodoxie mag das Herzbeklemmungen machen, traditionelle Auffassungen und liebgewordene Vorstellungen mag das erschüttern, aber den Glaubensbesitz kann das alles nicht erschüttern.

Und wie wissen wir dann oder können wir wissen, daß es Tatsachen sind, die wir festhalten? Da sind wir wiederum am „Glauben". Aber so, wie die Tatsache, daß Rom gegründet worden ist, auch wenn alle Berichte über die Einzelheiten dieser Gründung unrichtig sind, sich aus der Wirklichkeit der Existenz dieser Stadt und ihrer Geschichte ergibt, so „muß die Tatsächlichkeit der Auferstehung Jesu sich ergeben" — auch wenn alle Berichte, die wir haben, als historische Dokumente ausscheiden müßten — aus ihren Wirkungen. Und diese liegen vor uns. Es ist eine neue Welt gekommen. Um mit Petrus zu sprechen: wir sind wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi aus den Toten; Leben und unsterbliches Leben ist an das Licht gebracht. Und diese Folgen kennen wir, denn wir haben sie — im Glauben" (S. 25).

Das ist nun allerdings ein großer Sprung. Darf man aus diesen Wirkungen auf diese Ursache zurückschließen? Kann nicht auch eine geistige Auferstehung diese Wirkung haben? Valeton antwortet mit einer Gegenfrage:

> Ist das wirklich möglich? Ist es in der Tat geglückt, die „neue Kreatur", deren Existenz doch nicht geleugnet werden kann, und die wir mit Allen, die daran Teil gehabt haben, aus der Auferstehung Jesu Christi erklären, so zu erklären, ohne daß diese Auferstehung stattgefunden hat? Und wenn man es doch tut: meint man dann denselben Glaubensbesitz, dessen sich die Gemeinde rühmt als ihrer Herrlichkeit und einer, wenn auch leider noch viel zu wenig verwirklichten, aber doch unzweifelhaften Wirklichkeit, nämlich der völligen Erneuerung des Lebens, der Gewißheit, das ewige Leben zu haben hier und droben, droben und hier? Muß nicht das auch in keineswegs ungläubigen Kreisen gegenwärtig so allgemeine Gefühl persönlicher Unsicherheit in Bezug auf das Fortleben nach dem Tode nachdenklich stimmen? Könnte es nicht auch sein, daß man die Ursache bestreitet, weil man die Wirkungen nicht kennt? ... Oder schließlich, könnte es nicht auch so sein, daß man, der Früchte als etwas Alltäglichen gewöhnt, den Baum, auf dem sie gewachsen sind, zuerst übersieht, dann umhaut und schließlich bestreitet, daß er überhaupt dagewesen? Ist es nicht die Erfahrung auch unserer Tage, daß, wo die Größe des Glaubensbesitzes der Gemeinde mit wunderbarer Kraft sich Diesem oder Jenem selbst wider seinen Willen aufdrängt, immer noch Hand in Hand damit geht ein Kommen zum Glauben an den auferstandenen Heiland d. h. ein Kommen zu persönlicher Berührung mit ihm? (S. 26)

So bleibt also die Auferstehung Jesu eine Glaubenstatsache. Und sie muß das auch bleiben von dem suprahistorischen Standpunkt aus, den Valeton seit 1894 wiederholt nachdrücklich verteidigt hat:

> Was uns die Auferstehung Jesu Christi, um nun hier nur diese als Beispiel zu nehmen, unbeschadet ihres historischen Charakters als einen Teil des Glaubensbesitzes der Gemeinde ansehen läßt, ist die Tatsache, daß wir darin etwas Anderes und mehr sehen als einen Vorfall unter tausend anderen. Für uns ist sie die Offenbarung einer Welt, die hinter den Erscheinungen liegt, oder mit anderen Worten ihr Eintreten in die sichtbare Welt. Was sich in der Auferstehung Jesu Christi in einem bestimmten Augenblick als konkretes Ereignis uns zeigt, gehört zu der Welt der verborgenen, unsichtbaren, ewigen Dinge. Sie ist nicht eine auf sich selbst stehende Tatsache; ich möchte sie eine Tatsache der Ewigkeit nennen. Nicht das ist ihre Bedeutung, daß an einem gewissen Tage dieses oder jenes Jahres irgendwo in Palästina unter diesen und jenen Umständen ein Leichnam wieder lebendig geworden ist — das wäre wohl merkwürdig, aber an und für sich doch nicht viel mehr als ein Kuriosum —; sondern in ihr ist uns durch das Eintreten der unsichtbaren Welt in die sichtbare der Beweis gegeben, daß der Tod auch in leiblicher Hinsicht nicht das Letzte ist. Nicht mehr der Tod ist unser Teil; seine Macht ist gebrochen; wir sehen ihn an als etwas, dessen Zeit vorbei ist, mag es auch immer noch schrecklich bleiben in seiner äußeren Erscheinung. (S. 27)

So legt die ethische Richtung den Nachdruck nicht auf die geschichtlichen Tatsachen an und für sich, sondern auf das, was in ihnen zum Ausdruck kommt. Der wesentliche Unterschied dieser suprahistorischen Auffassung von der symbolischen ist der, daß bei der letzteren der Gedanke an die Stelle der Wirklichkeit tritt, während der ersteren das historisch Wirkliche Mittel wird zur Erkenntnis des Uebergeschichtlichen, das Gegenstand des Glaubens ist; nicht nur in den einzelnen Ereignissen des Lebens Jesu, sondern in der ganzen Person des Herrn findet sie dieses Suprahistorische, das den Herrn selbst zum Gegenstand des Glaubens macht.

Aus der Beschreibung des ethischen Standpunktes als des der „absoluten Gewißheit von der Realität dessen, was Gott den Menschen in Jesus Christus geschenkt hat", ergibt sich von selbst die besondere Bedeutung der Christologie für Lehre und Predigt der „Ethischen". Mittelpunkt ihres Glaubensbesitzes — und des Glaubensbesitzes der Gemeinde — ist ihnen im Unterschied von anderen christozentrischen Anschauungen nicht die historische Erscheinung Jesu, sondern seine „Gottheit". Ihnen ist Jesus mehr als sonst Etwas „Gott geoffenbart im Fleisch" oder, um mit Johannes zu sprechen: „das Wort, das Fleisch geworden ist." Auch hier flüchten sie von dem Gebiet der historischen Erscheinungen in die Welt des Suprahistorischen:

> Der in der Geschichte zu gewisser Zeit — „da die Zeit erfüllet war", sagt Paulus — als Mensch gelebt hat, ist: Gott geoffenbart im Fleisch; er „offenbart" Gott, aber nicht oder nicht in erster Linie durch sein Wort oder seine Wunder oder durch seinen Geist oder etwas, das nicht „er selbst" ist, sondern durch sein innerstes Wesen. Er und der Vater sind eins. (S. 29)

Dabei wird die „heidnische" Vorstellung eines auf Erden wandelnden Gottes ebenso energisch abgelehnt wie alle „im Grunde römische" Jesulatrie:

> Wir halten mit voller Ueberzeugung fest an der Gottheit des Menschen Jesus, nicht als einer „Wahrheit" eines Glaubensartikels, eines Lehrstücks oder Philosophems, sondern als der Wirklichkeit, die das Leben Gottes in all seiner Unmittelbarkeit in unsere Nähe, in unseren Kreis, bis in unsere eigene Existenz hinein bringt. Auf dieselbe Weise wie die Auferstehung des Herrn ist seine ganze Person für uns die Konkretwerdung des Absoluten in rein menschlicher Realität. (S. 30)

Die „ethische" Theologie, Anthropologie, Soteriologie, Ekklesiologie und Eschatologie konzentriert sich in dem Bekenntnis: „In Jesus Christus, dem fleischgewordenen Wort, ist die Ewigkeit erschienen in der Zeit und die Kluft ausgefüllt zwischen Gott und Mensch."

3

Es ist nicht Zufall und nicht böse Absicht, daß in solch „orthodoxer Redensart" das Wesen der ganzen Richtung ausgedrückt wird. Andere konzinne Formeln gibt es eben noch nicht. „Ich wüßte nicht, wie ich sonst ausdrücken sollte, was ich sagen will," bekennt Valeton. Es ist auch nicht etwa ein Interesse an methodischer Umfüllung dogmatischer Begriffe, das ihn leitet; sondern religiöses Bedürfnis und kirchliche Pietät führen von selbst dazu, die Gemeinsamkeit des Besitzstandes auch im Bekenntnis eher zu suchen als zu fliehen. Gerade in der Pietät gegen das religiöse Gut der Vergangenheit, gegen das religiöse Wollen und die religiöse Kraft, die in den dogmatischen Formulierungen der Geschichte liegt, bekundet sich ein Stück Eigenart dieser ethischen Bewegung, die doch im übrigen wissenschaftlich und modern sein will.

„Wir sind entschiedene Trinitarier," sagt Valeton und will doch weder für das Athanasianum noch für sonst ein der Geschichte angehöriges Bekenntnis verantwortlich gemacht werden; er weiß auch, daß die Väter dieser Bekenntnisse ihn und seine Freunde zweifellos für Ketzer erklären würden. Aber das, was z. B. dem Versuch des Athanasianums, das Unaussprechliche in Worte zu fassen, zugrunde liegt, ist ihm „dasselbe, was uns in Christus offenbar geworden ist," und er weiß es „nicht anders und besser zu bezeichnen als mit dem klassischen Wort »Trinität«, in dem der christliche Theismus seinen höchsten Ausdruck findet" (S. 31).

Oder: er gibt zu, daß in den Streit über das homo- oder homoi-ousius (wesenseins oder wesensgleich) vom Sohn und Vater sich viel Erbärmliches eingemischt hat:

Scholastische Wortklauberei hat hier Triumphe gefeiert; politische Leidenschaften haben den Streit ausgenützt, man könnte fast von teuflischen Erwägungen sprechen, die hier herein spielten. Aber wenn man das alles wegdenkt, dann behält man doch ein religiöses Interesse übrig, oder lieber: dann steht man vor der Frage, der sich kein Theologe und auch sonst Niemand, der sich Rechenschaft geben will von dem Glaubensbesitz der Gemeinde, entziehen kann, und die eine Lebensfrage ist wie wenige; das ist die Frage, was wir, was die Gemeinde hat an Jesus Christus. Und dann kann es doch keine Verwunderung hervorrufen, wenn wir, obwohl wir von unserer Denkungsweise aus niemals zu einer solchen Formulierung kommen würden, uns doch in Geist und Lebensbesitz eins fühlen mit denen, die darin ihr Höchstes und Tiefstes geborgen und in dem homo-ousius [wesenseins] eine Form gesucht haben für einen kostbaren Lebensschatz.

Ein weiteres Beispiel:

Man hat das Dogma von den zwei Naturen Christi eine Mißgeburt genannt. Und sicherlich, man braucht nur die Glaubenssätze anzusehen, die sich darauf beziehen, um zu fühlen, wie unendlich fern uns solche Gedankengänge liegen und wie schwer wir uns hineinfinden können. Aber um was handelt es sich? Sicherlich auch hier nicht um diese Formeln, sondern um das große Mysterium, das dahinter liegt und das Jedem, der mit der Person Jesu Christi in Berührung kommt, zu schaffen macht: wie einigermaßen das wunderbare Ineinandergreifen des Absoluten und des Konkreten, in dem es zur Darstellung kommt, zu verstehen ist; wie das Ewige und die zeitlichen Erscheinungsformen, die dessen Träger sind, wie Gott und Mensch verbunden ist. In dem Bestreben, mit allen nur denkbaren Mitteln der damaligen Dialektik hierüber zu sagen, was überhaupt gesagt werden kann, liegt die Bedeutung des christologischen Streites in der alten Kirche. Darum kann ich von meinem ethischen Standpunkte aus auch nicht mittun bei der harten Verurteilung der Lehrstücke, die darauf Bezug haben . . . Man muß sie in ihrem relativen Werte und Wahrheitsgehalt anerkennen und würdigen.

Nehmen wir schließlich die Satisfaktionstheorie von Anselmus. Was ist damit getan, daß man sie richtig darstellt, in ihrem logischen Aufbau einwandsfrei analysiert, kritisiert und dann als einen völligen Mißgriff verwirft?

Man wird ihr damit nicht nur nicht gerecht, sondern man beraubt auch sich selbst der Möglichkeit zu erkennen, wie auch in dieser Theorie kostbare Wahrheitselemente enthalten sind, und wie sie eine Seite des christlichen Lebens hervorhebt, die nicht ungestraft verwahrlost werden kann.

Es liegt in der ethischen Richtung eine Gabe der Anempfindung und des Sicheinfühlens in Anderer Denken und Wollen, so daß ihre wissenschaftliche Arbeit vor allem auf dem Gebiete der Dogmengeschichte Frucht verheißt. Sie fordert und fördert eine dogmengeschichtliche Forschung, der es darum zu tun ist, sich Rechenschaft zu geben von dem Maße des Glaubensbesitzes, d. h. des Lebens, der religiösen Bedürfnisse und der Gotteserkenntnis, die als treibende Kräfte für die Bildung der einzelnen Dogmen in Frage kommen. Schon in seiner Kritik von Scholtens Leer der Hervormde Kerk hat de la Saussaye meisterhafte Beispiele einer richtigen Behandlung der Dogmengeschichte im ethischen Sinn gegeben.

Schluß folgt — A Schowalter

Ueber die Arbeitsweise der Missionen

Vergl. Nr. 17

In Nr. 17 der Christlichen Welt veröffentlicht G. Langen einen Aufsatz über die Arbeitsweise der Missionen. Er bezeichnet sich selbst als Techniker, wohl um damit anzudeuten, daß es Gedanken eines Außenstehenden, eines Nichtfachmannes sind, dem aber doch die Mission am Herzen liege. Daß der Artikel von einem „Techniker" stammt, ist gewiß eine Empfehlung für ihn. Die, die mehr mit Missionsarbeit zu tun haben, freuen sich immer, wenn Männer aus dem praktischen Leben, Kaufleute, Techniker, Offiziere, die Verständnis für die Motive und Ziele der Missionsarbeit haben, das Wort ergreifen und ihre Meinung über das und jenes sagen. Solche Freunde der Mission unter den „Laien" sind leider in Deutschland nicht zahlreich, während in England und Amerika die Missionsarbeit ganz anders von ihnen getragen und getrieben wird. Sie haben oft einen viel freieren und offeneren Blick für die Wirklichkeiten dieser Welt und können Wege zeigen, die der Gelehrte oder der Theoretiker nicht gefunden haben würde. Je mehr sie sich redend und helfend an der Arbeit der Mission beteiligen, um so besser für diese. Selbst wenn sie ihr bittere Wahrheiten zu sagen haben: nur getrost! Die Mission ist so viel Bitterkeit und Anfeindung von ihren Feinden gewöhnt, daß sie bittere Wahrheiten von den Freunden vertragen wird, wenn dies vielleicht auch etwas schwerer ist als jenes.

Nachdem ich das vorausgeschickt habe, möchte ich an eine Prüfung der Langenschen Vorschläge gehen. Wenn ich Langen recht verstanden habe, so macht er der Mission den Vorwurf, sie widme sich nicht den wirtschaftlich-technischen Aufgaben, die eine kulturelle Erschließung der Gebiete, in denen sie arbeitet, fordere, und die den Boden für die Ausbreitung des Christentums zubereiten würde. Unsere moderne Mission solle arbeiten, wie die mittelalterliche es getan hat. Natürlich nicht im Einzelnen; da muß sie selbstverständlich Aufgaben, die die moderne Kolonisation stellt, in Angriff nehmen. Sie soll, um einiges anzuführen, nicht über Raubbau gewissenloser Unternehmer und Einfuhr verderblicher Waren klagen, sondern selbst geschäftlich eingreifen. Sie soll Ackerbau treiben, den Arbeiten der Eingeborenen guten Absatz verschaffen, sie dadurch ermuntern und erziehen. Sie soll in abgeschlossenen Gebieten Kulturen gründen, nach Verwertung der Rohstoffe streben und sie sich durch kleine Feldbahnen verschaffen, Musterfarmen und Musterwirtschaften errichten u. s. w. Der Gedanke an die Rentabilität oder Unrentabilität solcher Unternehmungen braucht sie nicht zu schrecken; denn während alle andern Kulturunternehmungen dadurch gehindert werden, ist die Mission frei, weil sie arbeitet um der Arbeit willen.

Ich bin überzeugt, daß die Ausführungen Langens bei manchen Lesern der Christlichen Welt Verwunderung hervorgerufen haben. Nicht als ob hier Etwas verlangt würde, was nicht durchzuführen wäre, sondern weil sie wissen, daß Aufgaben genannt werden, die längst von der evangelischen sowohl als von der katholischen Mission in Angriff genommen sind. Ich will mich nicht damit aufhalten aufzuzählen, was die Mission in dieser Beziehung in den deutschen Schutzgebieten geleistet hat. Ich kann einfach hinweisen auf die ausführliche Ueberficht in Mirbts: „Mission und Kolonialpolitik" S. 101 ff. und ebenso S. 237. Und um noch einen anderen Zeugen zu nennen und zwar diesmal einen Augenzeugen, führe ich die Reiseberichte Emil Zimmermanns an, die vor einigen Monaten durch die Zeitungen gingen. Dieser Forscher spricht, nachdem er in seinen Briefen die Mission schon hie und da gelegentlich berührt hat, in einem zusammenfassenden Artikel über: „Missionsarbeit am Nyassa". Mir liegt dieser Aufsatz in Beilage 3 zu Nr. 296 und Beilage 2 zu Nr. 297 des Reichsboten 1910 vor. Er bringt aus der Feder eines der Mission im übrigen fernstehenden Mannes eine hohe Anerkennung der großen kulturellen Leistungen der Mission in unsern Kolonien, wobei vor allem die technischen Leistungen genannt werden, während die für die geistige Kultur zurücktreten. Wer sich das vergegenwärtigt, was Mirbt und Zimmermann berichten, wird Gelegenheit haben, falsche Vorstellungen über die Mission richtig zu stellen, wenn er nämlich annimmt, daß die Missionare im Wesentlichen „predigend durch das Land ziehen und in Kirche und Schule lehren", „in den Wäldern säen und das Weitere erhoffen". Ich glaube, man kann getrost sagen, es gibt keine größere deutsche Missionsgesellschaft, die nicht auf eine Menge wertvoller Leistungen für die äußere Kultur hinzuweisen hätte.

Nicht nur in den deutschen Kolonien. Ueberall müht sich die Mission, die Eingebornen zu heben. Hier lehrt man sie für die untergehenden Handwerke neue, dort verbessert man die Methode ihrer Viehzucht, man bringt ihnen den Pflug, lehrt sie den Acker düngen und sucht sie zum Export selbstgebauter Früchte zu erziehen; man zeigt ihnen, wie man feste Häuser baut, legt Wege an u. s. w. Die Tätigkeit, die die Mission auf diesem Gebiet entfaltet, nimmt natürlich, den Verhältnissen des Arbeitsfeldes entsprechend, sehr verschiedene Formen an. Sie sieht anders aus unter kulturell hochstehenden Völkern als unter tiefer stehenden, unter solchen, denen man auf diesem Gebiet etwas zumuten darf und solchen, bei denen das nicht der Fall ist. Die Livingstonia-Mission hat unter den begabten und

kräftigen Bantunegern am Nyassa großartige kulturelle Anlagen geschaffen und ist auf dem besten Wege, das ganze wirtschaftliche Leben des Landes zu modernisieren; die Herrnhuter haben die wenig begabten Eskimo Labradors und die Australneger Queenslands doch auf eine für ihre Verhältnisse hohe Stufe kultureller Entwickelung geführt, indem sie jene zu einem regelrechten Export der Schätze ihrer Heimat erzogen haben und diese in wenigen Jahren aus Menschenfressern zu Viehzüchtern und Ackerbauern machten. Ja gerade in ihrer Verbindung von religiöser Arbeit mit kulturell erzieherischer hat die Mission unter den Australnegern nachhaltige und dauernde Erfolge errungen, die einer rein technischen Kulturerziehung nicht beschieden waren. (S. Warnecks Allgemeine Missionszeitschrift 1904, S. 288 ff.) Ich betone das ausdrücklich, da man aus den Langenschen Ausführungen manchmal den Eindruck gewinnen könnte, als meinte er, die Mission müsse erst das äußere Leben umgestalten, ehe sie an seelsorgerische Aufgaben gehen könnte. „Warum gleich mit der Türe ins Haus und die Seelen veredeln, bevor die ersten Grundbedingungen für ein christliches Leben und Arbeiten geschaffen sind?“ „Das alles müssen die Missionen als unerläßliche Vorbedingungen für die Verbreitung des Evangeliums erkennen lernen.“ Trotz dieser etwas mißverständlichen Wendungen ist doch wohl auch Langens Meinung, daß man dieselben Leute, um deren äußere Hebung man sich bemüht, zu gleicher Zeit innerlich beeinflußt und also beide Arten von Missionsarbeit Hand in Hand gehen.

Die Gründe, die die Mission zu einem derartigen Vorgehen bewegen, sind sehr verschieden. Ich will hier nur einen erwähnen, der von Langen nicht berührt wird und der, selbst wenn andere Gründe nicht dafür sprächen, doch die Missionen zwingen würde, sich in einem Gebiet, wie es unsre Kolonien sind, mit der äußeren Hebung der Eingebornen zu beschäftigen. Man hat heute in der Missionsarbeit überall das Ziel erfaßt, Volkskirchen zu schaffen. Man würde einen wesentlichen Faktor zur Erreichung dieses Zieles unbeachtet lassen, wollte man die technische Erziehung der Eingebornen vernachlässigen. Die Leute würden binnen kurzem bei der fortschreitenden Erschließung der Länder und ihrer Ueberschwemmung durch oft rücksichtslose europäische Unternehmer verarmen und verkommen. Höchstens als Knechte auf den Farmen großer Plantagenbesitzer würden sie ihr Dasein fristen, und das Volksleben als solches würde zu Grunde gerichtet werden; denn es kann nur da gedeihen, wo ein starker Stamm von freien Leuten in sozial unabhängiger Stellung arbeitet. Aus lauter Knechten eine Volkskirche gründen, dürfte ein unmögliches Unternehmen sein. Wollte die Mission der Entwickelung ruhig zusehen, ohne den Eingebornen eine hilfreiche Hand in dem wirtschaftlichen Kampf zu reichen, in den sie jetzt ohne Erbarmen gestoßen werden, so würde sie sich selbst im Lichte stehen, und sie würde das hohe Ziel der Volkskirchen, dem sie mit Begeisterung und Freude zustrebt, niemals erreichen.

Wenn Langen am Schluß seines Artikels schreibt: „Alle Kulturunternehmungen hindert der Gedanke an die Rentabilität; nur die Missionen, weil sie ‚arbeiten um der Arbeit willen, sind frei“, so möchte ich ihm darin, im Blick auf das eben Ausgeführte zustimmen. Da die Mission durch solche äußere Kulturarbeit wesentliche Dienste für die Ausbreitung des Reiches Gottes leistet, indem sie oft einer für das ganze Volksleben höchst schädlichen Entwickelung entgegenwirkt, so brauchte sie bei diesen Unternehmungen nicht durch den Gedanken an Rentabilität gehindert zu werden. Sie könnte gewiß sein, daß die Kapitalien, die in diesen Unternehmungen angelegt sind, später ihre Zinsen tragen werden, wenn ein gesundes, blühendes Volk sich in wirtschaftlicher Freiheit der christlichen Kultur und ihrer Güter freut und sich freut seiner Kirche, die auf dem Boden des Volkslebens erwachsen ist, erfüllt von seinen Kräften und gebildet nach seiner Eigenart. Sie brauchte nicht durch den Gedanken an die Rentabilität gehindert zu werden, Kapitalien auf diese Weise scheinbar zinslos anzulegen, wenn sie diese Kapitalien nur hätte. Aber woher soll sie sie bekommen? Es ist eigentlich zu bekannt, als daß ich das hier noch einmal sagen müßte, daß die meisten Gelder, die für die Missionsarbeit gegeben werden, von kleinen Leuten kommen. Ihr Interesse gehört, wenn sie innerlich für die Sache der Mission interessiert sind, der seelsorgerlichen Seite der Arbeit. Sie geben ihre Gaben, damit die Heiden, die in Finsternis und Schatten des Todes sitzen, mit dem Evangelium bekannt gemacht werden. Ihr Herz, das von göttlicher Liebe entzündet ist, treibt sie dazu, und sie haben ein Recht und einen Anspruch darauf, daß ihre Gaben auch in ihrem Sinn verwendet werden. Wollte die Mission, selbst in der besten Absicht, sich in größere Unternehmungen wirtschaftlicher oder technischer Art stürzen und dabei die Missionsgaben, wenigstens nach der Meinung dieser Leute, nutzlos ausgeben, so würden sie sich von ihr schnell zurückziehen und die Mission säße auf dem Trocknen. Darum muß sie, wo sie sich auf solche Unternehmungen einläßt, sehr sorgfältig darauf achten, daß die in ihnen angelegten Kapitalien auch Zinsen tragen. Ja, sie muß so sorgfältig und peinlich mit den ihr anvertrauten Geldern umgehen, als nur irgend ein Geschäftsmann.

Vielleicht aber könnte man die Geber von Missionsgaben zu einem größeren Verständnis für solche äußere Arbeit der Mission erziehen? Ich will nicht leugnen, daß auf diesem Gebiet etwas mehr geschehen könnte. Man könnte auf Missionsfesten und in Missionsstunden, statt nur Erzählungen erbaulicher Natur zu bringen oder „von den schlechten Wegen, der Mückenplage, dem hohen Preis der Speisen und Getränke“ zu sprechen, auch einmal hinweisen auf die Bedeutung eines wirtschaftlich gesunden Volkslebens für die Christianisierung eines Landes, auf die ganzen Aufgaben, die demnach der Mission auch auf dem Gebiet der äußeren Kultur gestellt sind u. s. w. Aber nach meiner Kenntnis des Publikums auf solchen Festen und bei solchen Veranstaltungen muß man doch sehr vorsichtig damit sein, wenn man nicht Gefahr laufen will, gar nicht verstanden zu werden oder die Leute zu langweilen. Das alles sind Gedankengänge, in die sich der Gebildete wohl hineindenken kann, die aber dem großen Publikum nicht geläufig sind und wohl kaum je werden geläufig werden. Immerhin soll zugegeben werden, daß hier noch etwas geschehen könnte, namentlich auch durch wiederholte Hinweise in den Missionsblättern, die im allgemeinen die Theorie stark vernachlässigen und von „äußerer Arbeit“, abgesehen von Bauten neuer Stationen, selten sprechen.

Im Wesentlichen aber müssen die Kapitalien für solche kulturelle Unternehmungen der Mission, wenn sie in ihnen wirklich frei sein soll und nicht durch den Gedanken an die Rentabilität gehindert, von gebildeten und reichen Leuten kommen. Gebildeten: denn sie müssen im Stande sein, das soziale und wirtschaftliche Leben in seinem Zusammenhang mit dem geistigen zu verstehen; und Reichen: denn es muß ihnen nicht darauf ankommen, einmal 50 oder 100 000 Mk. hinzulegen mit der Bestimmung: „Davon baut ihr Musterfarmen und lehrt auf ihnen die Eingebornen Baumwolle und Kaffee, Kautschuk und Weizen zu pflanzen, oder was sich für euer Land eignet. Und wenn ihr mit etwas Unterschuß arbeitet, dann laßt euch darüber keine grauen Haare wachsen. Dafür komme ich auf.“ Ich glaube versichern zu können, daß die meisten deutschen Missionsgesellschaften ein solches Angebot mit tausend Freuden annehmen und mit dem ihnen anvertrauten Geld etwas Tüchtiges leisten würden. Und wenn diese kleine Auseinandersetzung in der Christlichen Welt dazu dienen würde, daß sich ein oder mehrere Kapitalisten mit solch einem Angebot an irgend eine deutsche Missionsgesellschaft wendeten, würde niemand froher sein als der Schreiber dieser Zeilen. Er muß nur leider sagen, daß er wenig Hoffnung hat, es werde so kommen. Denn, wenn der Langensche Artikel in Nr. 17 darauf hinauslief: Der Gebildete hat wenig Interesse für die Mission, weil sie keine praktische Kulturarbeit treibt — so möchte ich dem entgegenstellen den Satz: Die Mission kann sich in der praktischen Kulturarbeit wie auf vielen andern Gebieten nicht so entfalten, wie sie gern möchte, weil die Gebildeten und Vermögenden in unserm Volk der ganzen Arbeit kühl gegenüberstehen. Und zur Erklärung dieser Haltung lassen sich mancherlei Gründe anführen. Das Hervorgehen der Mission aus pietistischen Kreisen, die dem Leben des Volkes immer fremd gewesen sind; der spießbürgerliche und kleinstädtische Sinn des Deutschen, der noch nicht, wie der Brite,

gelernt hat mit den Ländern über der See zu rechnen; die Anfeindungen, die die Mission von Farmern und Kolonisten erfahren hat; die oft recht mangelhafte und unvollkommene Vertretung der Missionsarbeit in der Presse; die lange Zeit so reservierte Haltung der Regierung. Der Hauptgrund aber bleibt, das ist meine feste Ueberzeugung: der Mangel an lebendigem, religiösen Leben, wie er leider bei allem, übrigens stark intellektuell gefärbten Suchen und Fragen auf religiösem Gebiet zu bemerken ist. Gott selbst wird, das glauben wir zuversichtlich, hier Wandel schaffen und neues Leben schenken; dann wird auch in Deutschland die Missionsarbeit populär werden.

S Baudert

Die „grüne Insel"

Den schönen ursprünglichen Namen hat sie sich gerettet, unsre Ansiedelung da draußen am Gelben Meere, die man im übrigen von allerlei Geschmacklosigkeiten der Namengebung leider nicht freisprechen kann; liest man doch außer den Namen der üblichen regierenden Häupter und Staatsmänner eine Liste fast sämtlicher Kriegsschiffe und Kommandanten unserer Flotte in den Straßen- und Ortsbezeichnungen ab. Aber das Ganze heißt doch zum Glück noch immer Tsingtau, „grüne Insel", und man atmet mit diesem Namen nach etwas Natürlichkeit und Ursprünglichkeit. Nach einem keck aufragenden Inselchen im Süden der Tsingtau-Bucht, das jetzt als Arkona-Insel figuriert, hatte eine der kleinen chinesischen Ortschaften an der Küste, welche am 14. November 1897 von deutschen Truppen besetzt wurde, jenen Namen angenommen, und von dem Oertchen ist er auf die heute dort aufblühende Kolonie übergegangen.

„Grüne Insel." Ein Hauch von Meeresduft und Naturfrische weht aus dem Wort. Grade so umweht es den, der auf einer der vielen Höhen dieses Strandgebietes stehend seinen Blick in die Weite schweifen läßt. Meeresfluten, blau oder grün oder grau je nach Himmel und Wetter, umspülen überall die malerisch mannigfaltige Küstenlinie, daß einem die Landzunge wohl wie eine Insel vorkommen mag, und das Grün junger Waldungen schmückt die Abhänge jener Berge, an deren Fuß die Menschen ihr Heim und die Stätte ihrer Betriebsamkeit gegründet haben. Frisch und fröhlich, beim Wechsel des Standpunkts von immer neuer Eindruckskraft ist das Bild, es macht seinem Namen wahrlich Ehre.

Und was darauf entstanden ist im Laufe der letzten dreizehn bis vierzehn Jahre, darf sich ganz gewiß auch sehen lassen. Ich hatte Tsingtau 1901 noch im Anfangsstadium seiner Entwicklung kennen gelernt. Was sich heute meinen Blicken bot, war so darüber hinausgewachsen, daß ich kaum einige spärliche Züge der alten Erinnerungen wieder aufzufinden vermochte. Die ehemaligen sechs Fischerdörfer und die meisten Wege oder Pfade jener ersten Zeit sind heute ganz verschwunden in den ausgebreiteten Gebäudemassen der jungen Stadt; die damals eben angedeuteten Straßen liegen jetzt richtig ausgebaut da, die Hafenanlage ist vollendet, der Bahnhof und die Bahnlinie sind als neuer Charakterzug hinzugekommen, den Kaufläden und Geschäftshäusern hat sich eine Menge hübscher Villenbauten angeschlossen, einzelne hervorstechende Gebäude, wie die Residenz des Gouverneurs, die neue protestantische Kirche, das Strandhotel, die Gouvernementsschule und Anderes ziehen den Blick weithin auf sich, — es ist ein völlig neues Stadtbild, und zwar von einem Gepräge, dem man energische Arbeit und unermüdliches Vorwärtsdrängen auf den ersten Blick ansieht.

Vielleicht war das Vorwärtsdrängen sogar ein wenig zu eifrig. Man kommt über den Eindruck bei längerem Aufenthalt nicht ganz hinweg, daß die Wirklichkeit den von vornherein reichlich groß und weit angelegten Plänen noch nicht entspricht, daß mehr gewollt ist, als sich bisher lebendig machen ließ. Die breiten schönen Straßen weisen verhältnismäßig geringen Verkehr auf, es geht ein wenig still und flau in dem Orte zu, so friedlich und idyllisch, wie es einem die Ruhe liebenden Besucher wohl angenehm sein mag, indes doch nicht eben dem entsprechend, was Tsingtau nach „höheren Intentionen" sein sollte. Man darf aber wohl hoffen, daß künftige Jahre da nachhelfen werden. Eine gleichmäßige Zunahme des Handels und Verkehrs ist ja mit Sicherheit zu konstatieren, und das, was der Ehrgeiz der ersten Entwürfe und der ersten Beamtenrührigkeit mit Einem großen Sprunge zu erreichen hoffte, wird doch wohl im Laufe der Jahrzehnte schließlich wirklich erstehen, naturgemäßer, wenn auch langsamer.

Etwas eigen Anheimelndes liegt für den Deutschen, der manche andere Fremdenansiedelung in China gesehen hat, über dem Tun und Treiben in Tsingtau. Hier schlägt doch einmal die deutsche Sprache statt der sonst vorherrschenden englischen dem Besucher überall ans Ohr, auf der Straße, in den Läden (auch den chinesischen und japanischen), auf dem Bahnhofe, am Hafen, ja selbst in der Einsamkeit der Bergspazierwege, wo uns plötzlich ein paar frische Matrosengesichter oder ein Trupp Soldaten in eifrigem Gespräch begriffen begegnen. Deutsche Ordnung und Sorgfalt der Verwaltung spürt man wieder und wieder, nicht ganz ohne Beimischung jenes von der Heimat her so bekannten: „Du sollst nicht —!" des deutschen Polizeistiles. Das Vereinsleben blüht, ähnlich wie zu Hause. Konzerte, Vorträge, selbst Kunstausstellungen beleben den geselligen Verkehr. Bot sich doch vor kurzem hier sogar eine recht interessante Bilderausstellung einer deutschen Malerin, eingeleitet durch einen höchst anziehenden Vortrag unseres Pfarrers Wilhelm über moderne Malerei. Bürgerlicher Gemeinsinn regt und betätigt sich in der Arbeit an den städtischen Interessen. Kurz, man fühlt hier das muntere Aufschießen eines Absenkers von der alten deutschen Eiche in der Ferne.

Die gewöhnlichen Krankheitserscheinungen des Auslandslebens fehlen natürlich auch hier nicht ganz. Der gesellige Verkehr hat etwas cliquenhaft Zertrenntes. Die höheren Beamten und Offiziere sondern sich (auch sie in sich nicht einmal einheitlich) von der übrigen Bevölkerung ab; die Gruppe der Großkaufleute steht ebenso für sich; anderswohin gehören wieder die Ladenbesitzer und ihre Angestellten; dann sind noch mehrere Strömungen unter den niederen Beamten, den Handwerkern u. A. zu bemerken. Dieses Auseinandergehen ist an sich wohl unvermeidlich, da verschiedene Lebensgewohnheiten, Vermögenslagen und Interessensphären eben auch verschiedenen Verkehr bedingen. Doch tritt die Spaltung hier draußen schärfer hervor als daheim. Denn einmal breitet sich das ganze Leben hier gleichsam im vergrößerten Maßstabe, darum aber auch durchsichtiger und übersehbarer vor den Augen aus und präsentiert seine Mißstände deutlicher. Ferner aber eignet dem Europäer im Auslande eine stärkere Tendenz auf Isolierung. Das Selbstgefühl des Einzelnen steigert sich in der Welt da draußen, man fühlt sich unabhängiger von allgemein verbindlichen Sitten und Pflichten; aber damit nimmt die Gefahr persönlicher Reibung auch zu, und infolge dessen eine Neigung zu Abschließung von all solchen Elementen, mit denen der Umgang nicht völlig naturgemäß und notwendig ist.

Ein anderer für das Auslandleben überhaupt charakteristischer Mangel, dem auch hier nicht ganz gewehrt werden kann, ist ein gewisses geistiges Eintrocknen und Verflauen. Zwar sind in Tsingtau mehr verschiedenartige Interessenkreise bei einander als in den andern europäischen Ansiedelungen Ost-Asiens, — neben den Kaufleuten und Missionaren der starke Prozentsatz von Offizieren und Beamten, dann die Lehrkräfte der Schulen, die Vertreter von Handwerk und Gewerbe. Auch kann man, ohne patriotischer Voreingenommenheit schuldig zu werden, wohl behaupten, daß das Studium Chinas und der chinesischen Sprache in Tsingtau so lebhaft und allgemein betrieben wird wie wohl in keiner andern Europäer-Niederlassung, und aus solchem Studium ergibt sich immerhin eine Menge geistiger Anregung und Beweglichkeit. Dennoch wirkt die Absonderung von dem großen Strom des Lebens in Europa spürbar nach. Der Gesichtskreis des Einzelnen verengert sich, und wenn man schon Fühlung mit heimischen Bestrebungen behält, so bekommt sie doch leicht etwas Mattes und Abgestandenes. Dagegen treten Persönlichkeitsfragen in den Vordergrund und beherrschen den Austausch der Gedanken. Mancher wird das selbst wohl unangenehm bemerken, es ist aber schwer dagegen anzugehen.

Indes sind das Begleiterscheinungen, über die man als nebensächlich hinwegsehen kann. Alles hat seinen Preis, das gilt auch im Völkerleben, und das Fortschreiten einer Kolonie im Auslande kann ohne Schäden wie die erwähnten wohl nirgends durchgesetzt werden. Wichtiger ist die Erwägung: Was hat unser Vaterland für den gezahlten Preis auf diesem deutsch-chinesischen Boden gewonnen und erreicht?

Ein längerer Artikel in der Kiautchou-Post beschäftigte sich vor einiger Zeit mit dieser Frage. Der Verfasser hatte Vielerlei aufzuzählen. Wenn ich mich recht erinnere (die Nummer ist mir nicht mehr zur Hand), so schlugen merkantile und industrielle Gesichtspunkte vor. Das Wachsen des Absatzes deutscher Ware, die stärkere Geltung deutscher Arbeit und deutschen Einflusses auf Gebieten, die sonst andern Ländern gehörten, z. B. in Architektur und Bauhandwerk, die Bedeutung der Bahnlinie für unser Prestige, dies und Aehnliches wurde hervorgehoben. Sodann auch das Vorbildliche und Erziehende unserer staatlichen und städtischen Verwaltungsweise sowie der modernen Kultureinrichtungen und der ganzen geistigen Art, — welche mit der deutschen Ansiedelung den Chinesen vor die Augen gerückt seien. Das Gesagte war gewiß nicht unzutreffend; es schien mir aber an der Oberfläche zu bleiben. Die richtige Einschätzung dessen, was wir uns in Tsingtau zu gute schreiben dürfen, muß von der Frage ausgehen, wie weit wir in alle dem und durch alles das die Chinesen innerlich erobert haben.

Handlungen wie die Besetzung des Schutzgebietes im Jahre 1897 gewinnen ihre Rechtfertigung erst daraus, daß die zunächst mit Waffengewalt geschaffene neue Lage zu einem wirklichen Segen für die beteiligten Menschen wird. Das aber geschieht nur, wenn auf solchem Boden sich ein wahrer innerer Anschluß herstellen läßt zwischen den Angehörigen verschiedener Völker und Rassen, ein innerer Anschluß, der beruht auf gutem Willen und freundlichem gegenseitigen Verständnis. Dadurch, daß man mit besserer Technik, mit geschickterer Organisation, mit neuen Kultur-Resultaten vor die Chinesen hintritt, dadurch, daß man ihnen eine zweckmäßigere Kommunalverwaltung oder heilsame sanitäre Einrichtungen vordemonstriert, ist im Grunde noch nicht viel gewonnen. China kann dergleichen als vorteilhaft annehmen und uns doch innerlich völlig fern, ja feindselig gegenüber stehen. Für die Chinesen mischt sich zudem bei der Betrachtung solcher Neuerungen sehr leicht der Gedanke ein, daß sie für den Europäer nur Mittel seien, um Geld aus dem Lande zu ziehen. Es fehlt eben der rechte sympathische Blick für diese Dinge, der nur aus einer inneren Annäherung und Verständigung, aus geistigem Anschluß hervorgehen kann. Wie aber steht es um diesen geistigen Anschluß?

Uebermäßig optimistisch wird wohl Keiner, der hier mit seiner Prüfung einsetzt, zu urteilen geneigt sein. Deutschland und China betrachten sich noch nicht mit der wünschenswerten inneren Sympathie. Der Blick haftet noch sehr auf den gegenseitigen Fehlern, auf dem Schiefen und Grimassenhaften, das jedem Volkskörper irgendwie eigen ist; man verspottet und verurteilt sich um deswillen. Die Bemühungen, sich wirklich von der guten Seite her kennen und verstehen zu lernen, sind leider noch nicht gar häufig und nachhaltig.

Zu den Maßregeln, welche eine bessere innere Verständigung herbeiführen sollen, wird man auch die kürzlich erfolgte Gründung der sogenannten Hochschule für Chinesen in Tsingtau rechnen dürfen. Leider krankt diese Unternehmung daran, daß man etwas übereilt den höchsten Zielen zustrebte, ohne für die einfacheren Grundlagen richtig gesorgt zu haben. Man gestaltete eine „Hochschule", deren Unterricht wissenschaftlichen Charakter tragen und von wissenschaftlich ausgebildeten Fachleuten erteilt werden sollte, und hatte dabei noch keine Institute, in denen durch gründlichen, systematisch fortschreitenden Elementarunterricht Schüler herangezogen werden konnten, für die eine Hochschule passen würde. Denn auf die Elementarschulen der chinesischen Regierung konnte und durfte man sich in diesem Falle nicht verlassen. Der letzthin ausgebrochene so peinliche Konflikt zwischen den Lehrern und dem Leiter der Hochschule hatte zwar seinen nächsten Grund in persönlichen Reibungen und in ungeeigneten Bestimmungen der Schulordnung; aber der Gärungsstoff, der so zum Ausbruch kam, entsprang schließlich doch wohl einer gewissen Unbefriedigung der Lehrkräfte, die nach der ganzen Art dieses Institutes nicht ausbleiben konnte. Vorläufig ist viel segensreiche Einwirkung auf das chinesische Innenleben von dieser Seite her jedenfalls nicht zu erwarten.

Mitteilung von Kenntnissen und Förderung des intellektuellen Lebens, wie sie eine Schule heutzutage vorwiegend leistet, ist überhaupt ebensowenig wie industrieller und kommerzieller Fortschritt der direkte Weg zu harmonischeren Beziehungen der Persönlichkeiten. Eine innerlich gute Stellung der Nationen zu einander muß vielmehr aus persönlicher Achtung als der tiefsten Wurzel hervorgehen. Nun aber ist — so sonderbar es klingt — persönliche Achtung bei den Chinesen zu gewinnen selbst recht tüchtigen und hervorragenden Europäern nicht leicht. Es gibt da so Vielerlei, was im Wege stehen kann, Aeußerliches und scheinbar Unwesentliches so gut wie Wichtigeres. Nicht nur ist hier jeder kleine Zug, der die moralische Sauberkeit anzweifeln läßt, von großem Gewicht und wird sofort bemerkt, sondern auch Mangel an Geduld, an Selbstbeherrschung, an freundlicher Anerkennung fremder Eigentümlichkeit, ebenso natürlich Mängel in der sprachlichen Verständigung, Verstöße gegen chinesische Bräuche und daraus hervorgehende scheinbare Rücksichtslosigkeiten, — all dergleichen türmt schnell unüberwindliche Hindernisse auf. Um bei den Chinesen Achtung zu gewinnen, muß eine begabte und einwandfreie Persönlichkeit es zugleich dahin bringen, daß sie sich voll und tief in das Milieu des Chinesen einlebt und einstudiert und ihm unter andauernder Einsetzung besten Willens und geduldigster Hingebung nach allen Seiten gerecht wird.

Das kann, so viel ich sehe, eigentlich nur ein Missionar; und zwar nur jener seltene Missionar, wie er sein sollte, nicht der überall zu findende Durchschnittstypus. Hier tritt mir die hohe Wichtigkeit dieses Berufes, seine Unentbehrlichkeit als Vermittlungsfaktor für wärmere Beziehungen zweier verschiedener Rassen und Welten in das hellste Licht.

Der Allgemeine Evangelisch-Protestantische Missionsverein kann sich glücklich schätzen, daß er an diesem Orte seit langer Zeit zwei Männer zur Verfügung gehabt hat, die ihrer ganzen Natur und Vorbildung nach den hier sich ergebenden Aufgaben durchaus gewachsen sind, die Pfarrer Wilhelm und Schüler. Der Letztere ist ja freilich soeben von diesem seinem Arbeitsfelde nach Shanghai übergesiedelt, um dort das Pfarramt an der deutschen Gemeinde zugleich mit neuen missionarischen Pflichten zu übernehmen. Für die Tsingtauer Arbeit bedeutet das ohne Frage einen schmerzlichen Verlust, aber ich persönlich kann mich dieses Wandels doch nur freuen im Interesse meiner alten Gemeinde in Shanghai, die in einen betrübenden Zustand des Stagnierens hineingeraten war. Der nimmt hoffentlich jetzt ein Ende. Wenn auf der andern Seite Pfarrer Wilhelm in Tsingtau von jetzt ab allein vor dem Riß zu stehen hat (freilich nicht ganz allein, da ihm außer seiner unermüdlichen Gattin Herr B. Blumhardt und Fräulein H. und G. Blumhardt mit großem Eifer und gleichem Streben zur Seite gehen), so ist er doch auch wohl der Mann dazu, so etwas zu leisten. Jene kleine Ansiedelung da oben auf dem Missionshügel in Tsingtau, soweit sie den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein angeht, Hospital, Knabenschule, Seminar, Mädchenschule, ist so sehr aus seinem Geist heraus entstanden und von seinem Geist durchdrungen, daß er das Ganze jetzt ohne Schwierigkeit in seiner Hand hält.

Einen hervorstechenden Zug hat die Tätigkeit Wilhelms darin, daß er keinerlei religiöse Treiberei pflegt. Was man christliche Beeinflussung im engeren Sinne nennt, würde man bei diesem Missionar und in seinen Anstalten vergebens suchen. Zwar hält er Sonntags in der Halle der Schule eine Andacht in chinesischer Sprache, bei der er selbst regelmäßig über eine Frage des religiösen Lebens redet. Indes die Teilnahme an dieser Andacht ist völlig dem Belieben der Schüler anheim gegeben und soll nur dem Bedürfnis derer dienen, die in sich den Trieb fühlen, solchen Fragen nachzugehen. Ebenso steht der Besuch der Morgenandacht, mit welcher die Schultätigkeit eröffnet wird, Jedem frei. Wenn es geschieht, daß ein Schüler

Aufklärung und genaueren Nachweis über einen Gegenstand religiösen oder kirchlichen Charakters sucht, so ist ihm das Ohr des Lehrers selbstverständlich offen. Aber im übrigen befolgt Wilhelm den Grundsatz, daß man alles künstliche Hervorzerren religiöser Regungen vermeiden und dem natürlichen Wachsen seinen Lauf lassen müsse, wobei der Einfluß von außen her sich eben darauf beschränkt, mit bestem Bemühen ein Bild davon, was Christus in uns ist und wirkt, vor die Augen der Chinesen hinzustellen. Dies ist Wilhelms Standpunkt von Anfang an gewesen, ein Standpunkt, den wir vor zehn und zwölf Jahren in mancherlei Gesprächen theoretisch prüften. Mittlerweile hat er die Probe einer längeren Praxis ausgehalten. Und was ist der bisherige Erfolg? Eine Christengemeinde in dem üblichen Sinne hat sich um diesen Missionar nicht gebildet. Wohl aber umgibt ihn eine Gemeinde in weiterem Sinn, ein Kreis von ihm beeinflußter Menschen, durch den sein Wort und Vorbild bis tief in das chinesische Leben hineingetragen wird. Wilhelms Name hat unter den Chinesen der Provinz Shantung — weit über unser Schutzgebiet hinaus — einen sehr guten Klang. Ich befinde mich, da ich dies schreibe, in der Hauptstadt Tsinanfu und habe mich auf der Reise hierher in zwei anderen größeren Orten je mehrere Tage lang aufgehalten. Wieder und wieder trat mir entgegen, was ich in Tsingtau selbst und ebenso in dem Taoistenkloster Taitsingkung oft genug hören konnte, daß die Chinesen in Wilhelm einen Mann achten und lieben, der Verständnis und Herz für sie hat. Eine Beziehung auf ihn ist die beste Einführung. Die Züge werden freundlich bei Nennung seines Namens, das Auge bekommt einen vertraulicheren Ausdruck. „Er kennt chinesische Sitte und Brauch", „Er meint es gut mit China und den Chinesen", „Er ist ein sehr braver Mann", — solche Aeußerungen brechen sofort spontan hervor. Und zwar sind es nicht nur einfache Leute aus dem Volke, die so reden, sondern auch die Beamten und Gebildeten kennen und schätzen ihn, wie denn ja manche aus diesen Kreisen ihre Söhne in seine Schule nach Tsingtau senden. Es war mir auch charakteristisch, als unser deutscher Konsul hier in Tsinanfu mit mir gelegentlich über Gründung einer chinesischen Mädchenschule sprach, daß sein erstes Wort war: „Ich muß mich nächstens mit Pfarrer Wilhelm in Verbindung setzen, denn wir wollen hier eine Schule für chinesische Mädchen gründen." Und ungefragt fügte er hinzu, daß Wilhelm hier bei Chinesen des besten Rufes genieße und große Autorität habe.

Meine letzten Ausführungen sind etwas persönlich geworden. Daß das Niemandem unerwünschter sein wird als meinem Freunde Wilhelm selbst, weiß ich wohl. Man kann leider über eine derartig persönliche Arbeit wie die Wilhelms nicht anders als persönlich reden. Alles äußerlich Aufzuzählende scheint mir unwesentlich gegenüber dem Kapital persönlichen Einflusses und persönlicher Achtung, das Wilhelm sich hier im Laufe der Jahre erworben hat. Darauf mußte ich mit klaren Worten hinweisen.

Es war mir erquickend zu sehen, wie dieser Mann während seines nun doch schon zwölfjährigen Wirkens sich dieselbe urwüchsige Freudigkeit und Wärme für das gesamte chinesische Wesen bewahrt hat, die er besaß, als ich ihn zuerst kennen lernte. Durch reiche Kenntnisse vertieft, durch Erfahrungen erweitert, flammt doch in ihm noch immer jenes Feuer der ersten Liebe, das leider so Manchem in längerer Praxis unter allerlei Mühsal und Menschlichkeiten allmählich erlischt. Mit feinsinnigem Eingehen faßt er jede echt chinesische Erscheinung auf und wertet sie sympathisch, nicht ohne zuweilen — das muß ich auch offen aussprechen — dem europäischen Wesen und Streben etwas einseitig entgegen zu treten. Aber selbst solche vereinzelte Einseitigkeit berührt mich eigentlich wohltuend, sie ist nur der Uebereifer eines treuen Beschützers für seinen hart angegriffenen Schützling.

Wenn Deutschland mehr solche Männer in Tsingtau einzusetzen hat, so wird die Entwicklung hier sicher segensreich weitergehen. Man hat in den letzten Jahren öfter von Rückgabe des Schutzgebietes an China gesprochen. Daß solch ein Gedanke nur aus großer Unkenntnis der heutigen Lage hervorgehen kann, daß wir vielmehr China durch eine solche Rückgabe in fast unlösbare Schwierigkeiten verwickeln würden, hat ein sachkundiger Beurteiler vor einigen Wochen in einem Aufsatze der Kiautchou-Post sehr treffend dargelegt. Gewiß, an Rückgabe ist in absehbarer Zeit nicht zu denken. Es heißt vielmehr Vorwärtsgehen! Das rechte Vorwärts aber in unsrer Kolonie der „grünen Insel" verlangt freie Bahn für Männer vom Schlage Wilhelms und beruht ganz wesentlich auf ihrer Arbeit. Möchte Deutschland im Laufe der kommenden Jahre immer mehr von solcher Arbeit in die Wagschale zu werfen haben!

Heinrich Hackmann

Aus dem Briefe eines katholischen Laien

Wie sehr habe ich dein Gesetz geliebt, o Herr!
Tag und Nacht war es meine Betrachtung.

Wer einmal das stille Glück und den unendlichen Reiz des Suchens und Ringens auf religiösem Gebiet kennen gelernt hat, der widmet ihm gern und fast mit Notwendigkeit jede freie Stunde, die ihm das Leben und der Beruf übrig läßt. Wie schwer aber dem Katholiken diese lohnendste und edelste Betätigung des Menschengeistes gemacht wird, und in welche unerträgliche Lage das Streben nach Wahrheit den Katholiken führen kann, das haben die jüngsten Ereignisse innerhalb des Katholizismus klar genug gezeigt. Man weiß, daß in der deutschen katholischen Theologie, besonders der süddeutschen, eine große geistige Regsamkeit aufblühte, die sich hohe Ziele stellte und zu großen Hoffnungen berechtigte. Diese junge Blüte des Katholizismus ist geknickt worden. Als Hermann Schell seine Schrift „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts" schrieb, ahnte er wohl kaum, wie bald und wie gründlich ihm der Beweis des Gegenteils gebracht würde. In der Stadt, in der Hermann Schell lebte und starb, sprach der Vorsitzende einer Katholikenversammlung unter dem größten Beifall das Wort: „Die Forschung ist Sache der Wissenschaft, die Entscheidung Sache des kirchlichen Lehramts." Dieser Grundsatz bis in seine Folgerungen durchgeführt, wofür die geistige Leidensgeschichte Schells das leuchtendste Beispiel gibt, führt zur Vernichtung jeder Erkenntnissehnsucht und jedes selbständigen Strebens auf geistig-religiösem Gebiet. Danach gibt es im Katholizismus keine Wahrheiten mehr, die man suchen und finden kann, es gibt nur Wahrheiten, die gegeben werden. Aber der Begriff der Wahrheit besteht gerade darin, daß von ihr der menschliche Geist und Wille bedingungslos und mit Naturnotwendigkeit angezogen wird. Demnach darf ihr gegenüber der Wille nicht gebunden sein. Der Weg zur Wahrheit muß frei bleiben. Die Wurzel des Wahrheitsstrebens wird getroffen, wenn man ihm die Freiheit des Zieles von vorn herein nimmt. Die Kirche verlangt, daß das depositum fidei gewahrt werde. Aber wer entscheidet in der katholischen Kirche, was Glaubensbestand — essentiale fidei — und was accidentale ist? Im Einzelfalle die Indexkongregation, also eine Anzahl von Männern, die allen Schwächen ihrer Zeit, ihrer Erziehung und Bildung unterworfen sind oder sein können. Wenn überhaupt eine Forschung und ein Fortschritt auf dem Glaubensgebiet, auch auf kirchlichem Boden, möglich ist, so ist dies in der Frage: Was ist Glaubensinhalt und was bloße menschliche Vorstellung? Da der Glaube nur die seelische Empfindung einer höheren Welt und eines höheren Gesetzes ist, wird jede Zeit und jeder einzelne Mensch gezwungen, dieser seelischen Empfindung eine verstandesgemäße Form zu geben. Hierbei wirken alle menschlichen Geisteskräfte mit, auch die Phantasie. Je naiver und kindlicher der Einzelne, das Volk, die Menschheit ist, um so ausschlaggebender wird hierbei die Phantasie sein. Mit der Entwicklung und Erstarkung des Verstandeslebens muß manches entstellende und unwürdige, aber auch manches liebgewordene, einst beglückende Glaubensbild fallen. Diese Entwickelung vollzieht sich nicht in Jahren oder Jahrzehnten, sondern in Jahrhunderten. Sicher ist, daß Glaubensvorstellungen, die man vor fünfhundert Jahren als unbedingt verbindlich und notwendig erachtete, heute selbst den Strenggläubigsten unter uns unerträglich geworden sind. Kein Laie, kein Theologe unserer Tage

wäre mit seinen jetzigen Anschauungen in früheren Jahrhunderten der Verfolgung wegen Freigeisterei und Ketzerei entgangen. Glaubt man, daß die nach fünfhundert Jahren Lebenden uns gegenüber anders denken werden? Und mit Zwang erreicht man doch nicht, was man will: ein wirkliches sacrificium intellectus kann nur der bringen, der nicht völlig klar erkennt. Hat die Erkenntnis einen gewissen Grad der Klarheit und Sicherheit erreicht, so ist menschliche Willenseinwirkung auf sie ausgeschlossen. Den Einzelnen, auch hunderte auch tausende wahrheitsliebender Seelen mag man sich entfremden und, wenn sie es nicht vermögen, zu heucheln, ausstoßen. Vergeblich aber wird man versuchen der geistigen Strömung einer ganzen Zeit einen Damm entgegenzusetzen. Viele Katholiken, die ihre Kirche lieben und verehren wie eine Mutter, werden schließlich vor eine schwere Wahl gestellt. Aber heißt es auch heute von der Wahrheit nicht ebenso, wie vor fast 2000 Jahren: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt wie mich, ist meiner nicht wert?“

Das katholische Element im neuen Irrlehreverfahren

Die Verteidiger des Spruchkollegiums sind besonders darüber böse, daß man nicht anerkennen will, sie hätten den Lehrprozeß von allen katholischen Elementen gesäubert.

Welche katholische Elemente sollen das sein?

Sehr einfach: das katholische System betrachte die Irrlehre als Sünde und behandle den Irrlehrer dem entsprechend als Sünder und Verführer, dem es die ewigen und, soweit es die Gewalt dazu hat, die entsprechenden zeitlichen Strafen androht. Dies Moment nun fehle im neuen Verfahren vom Spruchkollegium.

Nun soll vor allem zugestanden werden, daß es der Absicht nach fehlt, und auch, daß diese Absicht nicht nur dem kirchenpolitisch weisen Wunsch entspringt, keine Märtyrer mehr zu schaffen.*) Bei vielen der Anhänger des neuen Verfahrens ist sie gewiß aus der aufrichtigen Ueberzeugung hervorgegangen, daß tatsächlich eine Sünde in der Irrlehre nicht liegt. In der Praxis verwischt sich das aber sofort und restlos. Da hören wir als Begründung für die Berechtigung des Verfahrens alsbald die ausführlichsten persönlichen Herabsetzungen des Mannes. Seichtigkeit, Schwärmerei und Schönrednerei sind das Mindeste. Gefährdung des Glaubens, Irreführung, Untergrabung. Das gröbere Kaliber (die Christliche Welt hat in der Nr. 11, Sp. 256, Anm. 2 eine Probe davon abgedruckt) bleibe hier unerwähnt.

Es ist nun die Frage, 1. ob das ein vermeidbarer Atavismus aus früherer Gewohnheit ist, oder ob es umgekehrt die Sache ist, die durch die neue Etikette nur verschleiert wird. Ich will auch hier wieder nicht auf vermeidbare Taktlosigkeiten eingehen, wie sie zum Beispiel die Predigt im Eröffnungsgottesdienst der Generalsynode war. Dagegen ist die Anklageschrift im Fall Jatho offenbar mit höchster Vorsicht und vollem Bewußtsein von der vorbildlichen Bedeutung dieses ersten Einschreitens abgefaßt. Man lese folgenden Satz (Punkt 3 der Anklage): „Ist dies die von Ihnen verkündigte Lehre vom Menschen, mit der Sie dem sittlichen Ernst des christlichen Gewissens . . . Ihrerseits zu entsprechen meinen?“ Aber ist es denn überhaupt möglich, von einer menschlichen Degradierung des Angeklagten abzusehen, wenn man ausgeht von dem „Anspruch des Christentums, die Religion zu sein, die auf der in die Geschichte hineingetretenen und in Christo vollendeten Offenbarung Gottes beruht“ (Punkt 2 der Anklage)?

Ich fürchte, ein Verfahren wegen Beanstandung der Lehre, das ohne jede Verdammung des Angeklagten verlaufen soll, ist etwas Aehnliches wie der bekannte Versuch, ein hölzernes Eisen herzustellen. Ein Verfahren ohne Verdammung vom Standpunkt eines Anspruchs auf Vollkommenheit der Religion, die man als verletzt nachweisen muß, ist sachlich unmöglich. Und hier scheint mir das neue Verfahren weniger unkatholisch als unlogisch.

Nun gehen alle Fortschritte auf Erden aus logischen Inkonsequenzen hervor. Sehr begreiflich, da die Logik einer Sache nichts Anderes ist als die gedankliche Ordnung ihrer bisherigen Auffassung. Wird diese Auffassung an einem Punkt verlassen, so kann das zunächst nur in einer Inkonsequenz sich spiegeln. Also mag nach dieser Seite hin das Spruchkollegium einen Ansatz zu wirklichem Fortschritt über die katholische Auffassung darstellen. Es ist ja immerhin möglich, daß die weitere Entwicklung gerade diese Absicht, nicht zu verdammen, ernst nimmt und dabei dann dazu kommt, den Anspruch auf Vollkommenheit fallen zu lassen. Erst dann wäre der Fortschritt vollzogen. Für sehr wahrscheinlich wird man ihn nicht halten können.

Vor allem aber fragt sich nun:

2. ob nicht etwa diesem etwaigen Fortschritt über den katholischen Standpunkt hinaus ein sicherer Rückschritt auf andrer Seite gegenübersteht. Das scheint mir nun unabweisbar der Fall. Denn (wie besonders Rudolf Sohm nachgewiesen hat) das Verfahren setzt einen Lehrgerichtshof voraus. Und diese Einrichtung ist eine völlige Dublette zum Papsttum. Sogar der moderne Antimodernisteneid, wie er innerhalb des katholischen Systems nichts ist als die Explikation eines implicite längst vorhandenen Grundsatzes, liegt ebenso implicite im neuen Verfahren.*) Harnack selbst weist darauf hin, daß „ja auch seine (des Pastors) Anstellung auf Grund erfüllter, landeskirchlicher Bedingungen in Bezug auf den Charakter seiner Verkündigung erfolgt sei.“ Wird nun so ein ganzes Bündel modernistischer Lehren wie im Fall Jatho als mit den Bekenntnissen unvereinbar abgeurteilt, so geht diese autoritative Auslegung implicite in den Anstellungseid über, und unsre Orthodoxie, die ja für Feststellung von Meineiden schwärmt, wird nicht verfehlen, diesen Zusammenhang klar zu legen. Doch von diesen Dingen soll nun nicht weiter gehandelt werden. Besser wird sein,

3. positiv zu zeigen, wie das Spruchkollegium hätte aussehen müssen, wenn es einen Fortschritt aus dem katholischen Grundcharakter unseres Kirchenwesens heraus darstellen sollte.

Der katholische Charakter des Lehrprozesses wird nach außen am deutlichsten darin, daß zur Exekutierung des Urteils die staatliche Gewalt nötig ist. Wenn etwa Jatho sein Pfarrhaus nicht verläßt und seine Kanzel nach wie vor betritt, was will der Oberkirchenrat Andres machen, als die reine Lehre mit dem kurzen Säbel des Polizisten herstellen?

Ein wirklich evangelisches Spruchkollegium kann offenbar nicht mehr tun, als seine Meinung über die Lehren des betreffenden Pastors ihm und seiner Gemeinde mitteilen, und zwar nicht als die wahre Lehre, sondern als die wohlerwogene und gewissenhaft geprüfte Ueberzeugung bestimmter namentlich zu nennender und durch die derzeitige Verfassung der Kirche mit einer gewissen Autorität bekleideter Personen. Das könnte in würdiger und selbst feierlicher Form geschehen. Und die von derselben Verfassung gleichfalls mit Autorität bekleideten Instanzen der Gemeindeversammlung und des Pastors hätten dann das ihnen verfassungsmäßig zustehende und von keiner andern Instanz mehr anfechtbare Recht, nach dem Entscheid ihres Gewissens dazu Stellung zu nehmen.

Ich persönlich wäre auch gegen eine solche Einrichtung. Aber ich müßte anerkennen, daß sie den katholischen Boden am entscheidenden Punkt verlassen habe. Die jetzige hat es nicht.

Artur Bonus

Gedichte von Moritz August Nobbe

Wenn in der Pfingstwoche der Evangelisch-soziale Kongreß zusammentreten wird, werden die alten Getreuen seines ersten Präsidenten gedenken, der am 5. Dezember 1910 gestorben ist.

*) Die triumphierenden Hohnreden über Märtyrer mit Jahrgeld — denen man freilich die Frage entgegen halten kann, ob denn für die, welche sie ausstoßen, die Befriedigung des Amtes im Bezug des Honorars liege — verraten, daß solche kirchenpolitische Klugheit mindestens mit unter die Motive dieser Milde gehörte.

*) Das übrigens durch den Zutritt von Gemeindedeputierten so wesentlich, wie man es mitunter hinstellt, nicht verbessert wäre. Denn diese Gemeindedeputierten können ja sehr leicht überstimmt werden.

Vorm Jahr in Chemnitz war er noch selber zur Stelle, der Sechsundsiebzigjährige, und erfreute uns durch eine Ansprache. Ein feiner Geist, der als „Laie“ fast theologische Bildung besaß und zugleich doch die Vorzüge des religiösen Laien bewährte, ein Charakter mit reicher Lebenserfahrung, ohne den der Kongreß nicht wäre, was er geworden ist. Daß er dichtete, wußten wir; die Christliche Welt hat im Jahrgang 1901 (Nr. 1, 2, 3, 6, 11) eine Menge Epigramme von ihm gebracht, von jener ermunternden Art, die einen in sich gesammelten, über die Nichtigkeiten und Torheiten der Zeit erhabenen Sinn offenbart. Er freute sich seiner Muse und erfreute gern gelegentlich Andre damit, hat im übrigen immer bescheiden von seiner Gabe gedacht. Nun soll sein poetisches Erbe einem größeren Kreise zugänglich gemacht werden: ein Band „Gedichte“ etwa 18 Bogen stark wird bei Alfred Töpelmann in Gießen erscheinen, für voraussichtlich 3 Mk. Wir helfen gern, das Gedächtnis des edlen Mannes für die Tage von Danzig und darüber hinaus für unsern ganzen Leserkreis lebendig machen, indem wir aus den uns freundlichst zur Verfügung gestellten ersten Bogen einige Stücke abdrucken.

Ob?

Es sagen und lehren die Weisen,
Der Glanz der Sternelein,
Die hoch am Himmel kreisen,
Sei mehr als bloßer Schein.

Sie sagen, es seien Sonnen,
Blüten im Weltenkranz,
Strahlenden Lichtes Bronnen,
Leuchtend in eignem Glanz.

Nun funkeln auch mir im Herzen
Gestirne, klar und rein,
Strahlenden Lichtes Kerzen
In wundersamem Schein —

Da kommt mir oft der Gedanke,
Daß es Sonnen möchten sein,
Schließend in enger Schranke
Welten des Lichtes ein!

*

Kennst du die Nacht?

Kennst du die Nacht —
Die ohne Schlummer
In Gram und Kummer
Das Leid durchwacht?

Gewißlich nein,
Dir bliebs verborgen,
Dir trübt kein Sorgen
Den Sonnenschein!

Kennst du die Not,
Die Menschheitsklage?
Die Riesenplage
Ums liebe Brot?

Denn würdest du
Die Wahrheit wissen,
So wich vom Kissen
Dir Schlaf und Ruh!

Vernahmst du je
Im Kreis der Frohen
Das düstre Drohen
Von Wahn und Weh?

— Und doch ists Pflicht,
Daß du der Wahrheit
Mit scharfer Klarheit
Blickst ins Gesicht:
— — o säume nicht!

*

Der Erdstern

In unerforschten Fernen kreisen
Zahllose Sonnen wunderbar,
Und in harmonisch sichern Gleisen
Umtanzt sie der Planeten Schar!
Wohin sich unsre Blicke wagen,
Erspähn sie neuer Welten Strand,
Soweit uns die Gedanken tragen,
Allüberall glänzt neues Land.
— Doch prunklos in dem weiten Raum,
Dem nächsten Stern bemerkbar kaum,
Dem Sandkorn gleich am Uferplane,
Dem Tropfen gleich im Ozeane,
Ein schwacher, kleiner Punkt von fern,
Flammt still und bleich der Erdenstern.
Wie matt sein Licht, wie still sein Gang,
Wie schwach sein Ton im Sphärenklang!
Und doch! Welch hehre Wundermacht
Hat seinem Schoße sich entrungen,
Welch edler Brunnquell ist dem Schacht
Des starren Felsenkerns entsprungen!
Denn unter Glück und unter Tränen,
In stetem Lieben, Hoffen, Sehnen
Erzittert drauf in Wonn und Schmerz,
Das unerforschte Menschenherz!

*

Erlösung

Still war die Nacht! Des Tages Wünsche schliefen,
Und meiner Seele Heimweh war erwacht.
Da wars, als ob mir aus dem Schoß der Nacht
Geheime Stimmen leis entgegenriefen:

Was alter Ahnung Worte dir verbriefen:
— Du seist nach Gottes Ebenbild gemacht —
Ist Wahrheit! Tief im Innern ruht ein Schacht,
Der führt hinab bis zu der Gottheit Tiefen!

Auf, wag es nur, in ihn hineinzudringen,
Ob auch die Tiefe schreckt! Denn sieh, dein Ringen
Führt der verlornen Heimat dich entgegen,

Wo wesenlos das Trugbild der Erscheinung
Zerrinnt, und wo in seliger Vereinung
Du in des Vaters Schoß das Haupt darfst legen!

Verschiedenes

Wissenschaft und Philosophie. Ihr Wesen und ihr Verhältnis. Von Paul Häberlin. Erster Band: Wissenschaft. Basel, Kober C. F. Spittlers Nachfolger 1910. 366 S. 6 Mk.

Das groß angelegte Werk des geschätzten Dozenten der Basler Universität stellt sich zur Aufgabe, zu untersuchen, ob Weltanschauung überhaupt möglich sei, oder mit anderen Worten, indem er Philosophie zunächst als Streben nach Weltanschauung nimmt, ob Philosophie noch einen vernünftigen Sinn und irgendwelche Existenzberechtigung habe. Da nun heute unter Philosophie vornehmlich wissenschaftliche Philosophie verstanden wird, so galt es zunächst eine deutliche Orientierung über das Wesen der Wissenschaft zu suchen, und diesem Zweck ist der vorliegende Band gewidmet. Auf dem Wege psychologischer Analyse dessen, was das Individuum erlebt, dringt der Verfasser Schritt für Schritt von den einfachsten Wahrnehmungen zu weiteren Gebilden und Zusammenhängen vor, unter sorgfältiger Fernhaltung aller metaphysischen Elemente und unter entschiedener Ablehnung aller offnen und versteckten Annahme einer hinter dem Erleben liegenden, vom Erkennen unabhängigen Welt. Als Erkenntnis stellt sich dabei dasjenige theoretische Erleben heraus, das untereinander durch regelmäßige Beziehungen verbunden ist; wissenschaftliche Wahrheit heißt hier nichts Anderes als generelle Wahrheit, und wissenschaftliches Erkennen ist möglichst Vielen gemeinsames und insofern allgemeingültiges Erkennen. „Die wissenschaftliche Welt bedeutet die gemeinsame Partie der individuellen Welten.“ In Ausführung solcher prinzipiellen Fassung wird die Aufgabe und das Verfahren der Wissenschaft näher erörtert, werden die einzelnen Funktionen und Begriffe durchleuchtet (Begriffe wie Gesetz, Bedingung und Folge, Ursache und Wirkung, Zufall, Entwicklung), der Sinn und die Grenze wissenschaftlichen Erklärens deutlich herausgestellt. „Erklärungen beziehen sich stets nur auf Gesetzmäßigkeiten, d. h. Gleichartigkeiten im Geschehen; deshalb kann Zweierlei nicht erklärt werden: das Geschehen überhaupt samt seiner Gesetzmäßigkeit, und das Individuelle im Geschehen für sich.“

Aber auch das, was die Theorie innerhalb der hier gemeinsamen Grenzen vermag, scheint dem Verfasser nur dadurch möglich zu werden, daß an entscheidenden Hauptpunkten das theoretische Erleben in ein praktisches einmündet. So erscheint ihm das Kausalgesetz als „das Bekenntnis unseres Glaubens an die Dauer einmal erkannter Zusammenhänge.“ „Der letzte Grund ist und bleibt unser Glaube, der Glaube an die »Treue« der Welt, — daß sie in der Zukunft halte, was sie in langer Vergangenheit und bis in die Gegenwart versprochen hat.“ Dieselbe Beziehung und Begründung erhält hier das Ganze des Erkennens. „Der Wille zur Regelmäßigkeit ist nichts Anderes als eine Form des Anspruchs der Treue ans individuelle Erleben überhaupt: wir wollen, daß wir dem Erleben, wenigstens auf einem bestimmten Gebiete, trauen können, darum scheiden wir ein solches Gebiet aus. Es ist ein Stück des Willens zur Treue gegen uns selber, denn die Treue der Erkenntniswelt ist Treue unsers Erlebens, eine Art der Konstanz der Persönlichkeit. Wir wissen ja von keiner Welt außer derjenigen, die im Erleben gegeben ist.“

Augenscheinlich entwickelt sich diese ganze Fassung und Behandlung der Wissenschaft von einer Grundanschauung aus, die mit ihrem psychologischen Empirismus keineswegs selbstverständlich ist, gegen die sich vielmehr vom logischen Gefüge der Wissenschaft her manche Bedenken erheben mögen, ja nach unserer Ueberzeugung erheben müssen. Zur richtigen Würdigung des Ganzen wird man jedoch die Weiterführung des Werkes abwarten müssen. So viel ist außer Zweifel, daß hier eine sehr tüchtige und schätzbare Leistung vorliegt, eine Leistung, welche wegen der Schärfe ihrer Analyse, der Energie ihres Denkens, ihrer schlichten Sachlichkeit und der Anschaulichkeit ihrer Darstellung allen willkommen sein kann. Rudolf Eucken

Christliche Antike. Der Ernst des Gegenstandes wird es rechtfertigen, wenn der Verfasser der „Christlichen Antike" dem Bericht in Nr. 20 (Sp. 473) eine knappe Selbstanzeige gegenüberstellt.

Dem Historiker ist das Christentum der sechs ersten Jahrhunderte eine Erscheinung nicht des Mittelalters, sondern des Altertums. Demnach, wenn der Theologe sich mit diesem Christentum beschäftigt, so treibt er Altertumswissenschaft; wiederum, wenn der Altertumsforscher vor dem Christentum Halt macht, so läßt er einen Teil seiner Arbeit ungetan. Bereits aber arbeiten klassische Philologen, übrigens oft von Theologen dazu aufgefordert, an den Schriften des Neuen Testaments und den Kirchenvätern, arbeiten auch an der christlichen Religions- und Kultusgeschichte. Die altchristliche Kunst, anfangs ausschließliche Domäne der Theologen, dann von den Kunsthistorikern an die Spitze der mittelalterlichen Kunst gestellt, hat nun ein klassischer Archäologe in seine Wissenschaft einzuführen begonnen. Dabei erkannte er von vornherein willig an, was Theologen und Kunsthistoriker auf dem Gebiete Gutes geleistet haben (Chr. Ant. 1, 18 f. Rektoratsrede 13 f.). Nach der dem Altertumsforscher selbstverständlichen Weise begann er im ersten Band mit den ältesten Denkmälern, die wir haben; die finden sich nun einmal in den römischen Katakomben. Und weil deren Wertvollstes, die Malereien, unlängst durch Joseph Wilpert die langersehnte Neupublikation erfahren hatten, so mußte den Hauptteil des Bandes eine noch heut am Tage (man prüfe nur die jüngsten Veröffentlichungen) nicht überflüssige Auseinandersetzung mit seinem leider irreführenden Textbande ausmachen. Aber weit davon entfernt, dessen dogmatische Befangenheit der Gesamtheit der christlichen Archäologen Schuld zu geben, knüpft meine eigne Interpretation an ihren Senior Viktor Schultze an, freilich seine These berichtigend und über sie hinausgehend. Auf diese Weise den Inhalt der Christenkunst feststellend wurde der Band auch hierin grundlegend für das ganze Werk: die gesamte spezifisch christliche Kunst, einschließlich der Baukunst, war Jenseitskunst; Anderes konnte noch nirgends nachgewiesen werden.

Das von Kunsthistorikern an Stelle der früheren „byzantinischen Frage" überlaut in den Vordergrund geschobene Problem, wie sich die Genesis der christlichen Kunst auf Ost und West verteile, läßt sich methodisch erst vornehmen, wenn einmal die noch fast ganz fehlende Zeitbestimmung der Denkmäler feststeht; daher ich z. B. Stuhlfauths Altchristliche Elfenbeinplastik wohl erwähnen, aber als verfrüht beiseite lassen mußte. Für die Sarkophage unternimmt mein zweiter Band zum erstenmale, ihre Chronologie auf festen Boden zu stellen (auch dies durfte keine Kritik verschweigen); in gleicher Absicht wurden die Elfenbeinsachen den klassischen Archäologen vorgerichtet. Der Abschnitt über die Architektur geht hauptsächlich auf das Ursprungsproblem ein, bei dem gegenwärtigen Stande der Denkmälerforschung konnten vollends Mosaiken, Miniaturen usw. in einer „Einführung" nur summarisch vorgelegt werden.

Der Aufsatz in der Historischen Zeitschrift entwickelt das Christentum der Katakomben und Basiliken an Hand der Denkmäler; dabei wurde Einiges weitergeführt. Hatte Theodor Birt bewiesen, daß ein von den römischen Archäologen für den Primat Petri verwerteter Typus die angebliche Ueberreichung des neuen Gesetzes an Petrus unmöglich darstellen könne, so weise ich nach, wie die vatikanische Kunst in die erste Stelle des idealen Apostelkollegs, die bis dahin dem Völkerapostel Paulus gehörte, den Petrus hineinfälschte, und zwar erst im vierten Jahrhundert — ein neues Zeugnis für das schrittweise Wachsen der Petrusfabel (Hist. Zeitschr. CVI 27).

[Vgl. 1909, 31, 740 f. D H] L v Sybel

Die Darstellung der Auferstehung Christi, ihre Entstehung und ihre ältesten Denkmäler. Von Otto Schönewolf. Herausgegeben von Johannes Ficker. Mit zwei Tafeln und einer Abbildung im Texte. (Studien über christliche Denkmäler. Herausgegeben von Johannes Ficker. Neue Folge der Archäologischen Studien zum christlichen Altertum und Mittelalter. 9. Heft.) Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung 1909. 100 S. 3 Mk.

Im Jahre 1895 begann Professor Johannes Ficker in Straßburg i. E. die Herausgabe einer in zwangloser Folge fortgesetzten Reihe selbständiger, in sich abgeschlossener Einzelpublikationen unter dem Titel: „Archäologische Studien zum christlichen Altertum und Mittelalter." Ihre Eigenart bestand und besteht vor allem darin, daß, dem Charakter ihres Ursprungs aus der Werkstätte des geschichtlich interessierten und orientierten Theologen getreu, nicht das bloß Künstlerische und Technische der Denkmäler die Alleinherrschaft in ihnen hat, sondern daß, soweit als irgend möglich, d. h. soweit das Thema es überhaupt zuläßt, die Untersuchung über die Denkmäler und Bildkompositionen aufgebaut ist auf einer gründlichen theologisch-literarischen Vorarbeit. So hat meine Studie über die Engel (Heft 3, 1897) einen ersten Teil: „Die Engel in der spätjüdischen und altchristlichen Vorstellung auf Grund der literarischen Zeugnisse", der sich in die beiden Unterabteilungen gliedert: Kap. 1. Die Engel in der spätjüdischen und altchristlichen Weltanschauung, Kap. 2. Die Engel nach ihrer äußeren Erscheinung auf Grund der literarischen Angaben; die Studie von Otto Mitius über den Jonas auf den Denkmälern des christlichen Altertums (Heft 4, 1897) einen als Einleitung bezeichneten ersten Teil mit den beiden ersten Kapiteln: Jonas im Alten und Neuen Testament; Die Bedeutung des Jonas für die ersten Christen. Es hat daher an diesen Studien nicht nur der Archäolog und Kunsthistoriker, sondern auch der Theolog und Kulturhistoriker sein gebend und empfangend Teil. Für Arbeiten über ein einzelnes Kunstwerk oder über Denkmäler einer bestimmten Kunstgattung und Materialgruppe wie Heft 1: Otto Mitius, Ein Familienbild aus der Priscillakatakombe mit der ältesten Hochzeitsdarstellung der christlichen Kunst, Heft 2: Georg Stuhlfauth, Die altchristliche Elfenbeinplastik, Heft 5: H. Vogel, Die altchristlichen Goldgläser, fällt der literarische Teil naturgemäß fort, wiewohl gerade hier z. B. auch für den Theologen manches kulturgeschichtlich recht Interessante abfällt (vgl. S. 78 ff.: Die Verwendung der Goldgläser).

Dieser den ersterschienenen Studien gegebene Charakter ist auch in ihre neue Folge, die „Studien über christliche Denkmäler", übergegangen. Nach dem Erscheinen des 5. Heftes wechselte die Serie nämlich nicht nur den Verlag (früher J. C. B. Mohr [Paul Siebeck] in Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen, jetzt Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig), sondern erweiterte auch den Titel. Während die erste Folge zwar auch das Mittelalter einschloß, ohne daß eine Arbeit zum Mittelalter in ihr erschienen wäre, öffnet die neue Folge der gesamten christlichen Kunst die Tür. In welcher Weise davon Gebrauch gemacht ist, zeigt die Liste der inzwischen herausgekommenen Bände: 1. Gebet und Bild von Karl Michel 1902; 2. Die frühchristlichen Darstellungen der Kreuzigung Christi von Johannes Reil 1904; 3. Das geographische Mosaik von Madaba, die älteste Karte des heiligen Landes von Adolf Jacoby 1905; 4. Die christlichen Denkmäler des ersten Jahrtausends in der Schweiz von Samuel Guyer 1907; 5./6. Kleinasiatische Denkmäler aus Pisidien, Pamphylien, Kappadokien und Lykien. 1. Darstellender Teil von Hans Rott 1908; 7./8. Die St. Michaeliskirche zu Hamburg und ihre Erbauer von W. H. Dammann 1909; 9. Die Darstellung der Auferstehung Christi von Otto Schönewolf 1909; 10. Die altchristlichen Bildzyklen des Lebens Jesu von Johannes Reil 1910. Weitere Arbeiten, z. B. zur Baugeschichte des Straßburger Münsters u. a., sind unter der Presse oder in Vorbereitung. Darf man den Studien etwas wünschen, so wäre es eine noch reichere Illustration, wenn nicht die großen Opfer, die Herausgeber und Verlag den Studien bringen, diesen Wunsch sogleich erdrückten.

Die Leser der Christlichen Welt im weiteren Kreis auf diese Studienreihe hinzuweisen und mit ihr zu befreunden ist nun kaum eins ihrer Hefte durch die Person seines Verfassers geeigneter als das von Otto Schönewolf über die Darstellung der Auferstehung Christi. Nur mit Wehmut und Trauer kann man es und werden es die Leser der Christlichen Welt, die seine kleinasiatischen Briefe gelesen haben,*) in die Hand nehmen. Es ist ein Torso wie Schönewolfs Leben. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß er, hätte er das Leben behalten, in absehbarer Zeit überhaupt zur Vollendung seiner archäologischen Erstlingsarbeit gekommen wäre. „Eine Gelehrtennatur war er nicht", schreibt sein Bruder in der Buchausgabe der Briefe S. 11, und rechtes Gefallen an der Arbeit, wenigstens an ihrem als Dissertation gedruckten Teil hatte er selbst nicht. „Die Arbeit gefällt mir selbst nur zum kleinsten Teil. Ich habe gar keine persönlichen Beziehungen mehr zu ihr. Dort liegt sie und hier sitze ich. Die Metamorphose von Schreibschrift zum ewigen Druck ist erstaunlich und überwältigend. ... Gerade den § 1, der als Dissertation herausgeht, halte ich nicht für das Beste. Das Spätere ist reifer, gegründeter", lesen wir in einem Briefe aus Rom vom 16. Januar 1907. Ueberdies kamen bald andere Aufgaben, Pläne, Ziele. Man kann es darum desto mehr bedauern, daß die Arbeit nicht bereits zur Promotion in dem vorgesetzten vollen Rahmen und Umfang abgeschlossen war.

Immerhin bildet das von dem Herausgeber der Studien, auf dessen Anregung und unter dessen Leitung Schönewolf den Gegenstand zur Bearbeitung übernommen hatte, zum Druck gebrachte „Bruchstück" der gedachten Gesamtarbeit ein relativ Ganzes, sofern es die den Verfasser besonders reizende Genesis (2) und die frühesten Darstellungen der Auferstehung Jesu behandelt.

Von einer Darstellung der Auferstehung im strengen buchstäblichen Sinne kann man in der altchristlichen Kunst freilich nicht reden; den Auferstehungsakt hat die altchristliche Kunst nicht dargestellt; sie umgeht ihn. Es offenbart sich darin „ein feiner künstlerischer und religiöser Takt. Man kennt die Grenzen der Kunst, und scheut vor einer plumpen Materialisierung des Transszendenten zurück "(83). Die Auferstehung Christi ist in der altchristlichen Kunst repräsentiert durch die Frauen am oder den Gang der Frauen ans Grab: so zunächst auf einem römischen Sarkophag und insbesondere auf den aus Jerusalem stammenden Monzeser Oelfläschchen einerseits, dem schönen Münchener Elfenbeinrelief südgallischen Ursprungs (?) mit der Auferstehung und Himmelfahrt Christi andererseits. Ob die altchristliche

*) Christliche Welt 1909, Nr. 9—20. Erweiterte Sonderausgabe bei Runge, Großlichterfelde. 3,50, gebunden 4,50 Mk.: Briefe aus Kleinasien von einem Frühvollendeten.

Sarkophagplastik die Ostertatsache in zurückhaltender noch halb symbolischen Weise, aber doch für die Eingeweihten deutlich und bestimmt genug ausgedrückt hat in einer Komposition, die auf mehr als zwei Dutzend gallo-italischer Sarkophage im Mittelfelde (!) der Vorderwände mit geringen Variationen wieder- und wiederkehrt: Kreuz mit Monogramm im Lorbeerkranz am oberen Ende, zwei pickenden Tauben auf den Querarmen und zwei Soldaten (sitzend, schlafend oder stehend) darunter, verneint Schönewolf; alle seine Vorgänger haben es bejaht. Die Ausführungen Schönewolfs, die jener Komposition keine konkrete geschichtliche Bedeutung zusprechen wollen, sondern nur, aus dem allgemeinen Ideenkreis der Zeit heraus, den allgemeinen Sinn eines Sieges- und Triumphzeichens und eines Abwehrmittels (Amuletts) gegen Tod und Dämonen, sind wertvoll, wenn auch nicht überzeugend. Der Verfasser wäre wohl bei einer erneuten Durcharbeit doch noch zur Negation seiner Negation der alten Piperschen Auffassung des Bildes als einer intimen Darstellung und künstlerischen Vorstufe der Auferstehungsszene gelangt, vielleicht um so eher, wenn ihm noch Reils „Bildzyklen" S. 8 f. vorgelegen hätten. Das ändert aber nichts daran, daß wir für das Ganze, sowie es nun vorliegt, dankbar sein müssen als eine Förderung unseres Arbeitsgebietes im Allgemeinen wie im Einzelnen.

Die, ob auch unvollendete Studie des Frühvollendeten hatte um so mehr Anspruch auf eine Veröffentlichung in den Fickerschen Studien, weil sie, der Absicht dieser und ihres Urhebers konform, auch in ihrer vorliegenden Gestalt einen prächtigen Beitrag liefert zu jener Betrachtung der Denkmäler, die über dem Aesthetischen das Stoffliche, über dem Technischen den Ideengehalt, über dem Künstlerischen die Seele der Zeit, aus der heraus das Bildwerk geschaffen ist, den geistigen Pulsschlag, Glauben und Hoffen, Fühlen und Denken des Künstlers und des Volkes, für das er schuf, nicht nur nicht übersieht, sondern zu fassen, zu deuten und zu verstehen versucht.

Georg Stuhlfauth

Kleine Mitteilungen. Unter der Ueberschrift „Dürfen wir den Kinderhilfstag unterstützen?" haben Berliner Männer und Frauen, die in der sozialen Arbeit stehen, einen öffentlichen Protest gegen die Blumentage erlassen, wie sie neuerdings von den großen Städten in die kleineren und selbst über das Land hin sich ausbreiten. Die Zentrale für private Fürsorge in Berlin (W. 35 Flottwellstraße 4 I) versendet an Zeitungen einen Auszug aus der Erklärung und hat ihn auch uns zum Abdruck zugeschickt. Es heißt darin:

„Solche Veranstaltungen bringen, wie groß auch ihre finanziellen Erfolge sein mögen, doch mehr schädliche als heilsame Wirkungen hervor, denn sie schwächen den Sinn für absichtsvolle und wohlüberlegte Wohlfahrtsarbeit und erschweren die Erziehung der besitzenden und hilfsfähigen Volksklassen zu tieferem Verständnis und ernsterer Auffassung unserer sozialen Verhältnisse. Die Wohlfahrts-Organisationen, denen vor allen anderen die Pflicht obliegt, das Gewissen aller Stände gegenüber dem von ihnen erkannten Elend zu wecken und zu schärfen, stellen diese Pflicht zurück, indem sie äußere Anreizungen benützen, um eine Gebelaune anzuregen, die nichts weiß von der Arbeit am Elend selbst; sie helfen dazu, das soziale Verantwortlichkeitsgefühl zu verflachen, anstatt es zu vertiefen. Die der Hilfe Bedürftigen werden durch diese Art der Sammlung verletzt. Wir sollen ihrer Not mit heiligem Ernst begegnen und die Hilfe, die wir ihnen bringen wollen, nicht von öffentlichen Veranstaltungen abhängig machen, die nicht von solchem Ernst getragen sind. In unserer sozial gerichteten Zeit muß vermieden werden, bei Beschaffung der notwendigen Mittel zu Wohlfahrtszwecken, Vergnügungssucht, Eitelkeit und Ehrgeiz zu wecken oder zu nähren. Es müssen vielmehr Wege gesucht und es können erfahrungsgemäß auch Wege gefunden werden, auf denen ernster Wille geweckt, gestärkt und zu segensreichen sozialen Taten geführt wird."

Als ich die Erklärung zuerst in der Kreuzzeitung las, gab mir besonders der von mir gesperrte Satz zu denken: „es können erfahrungsgemäß auch Wege gefunden werden." Tatsache ist, daß die organisierte Wohltätigkeit der persönlich freien und gefühlsmäßigen Barmherzigkeit stark das Wasser abgegraben hat. Das war eine praktische Notwendigkeit, und recht verstanden sogar ein sittlicher Fortschritt. Aber wie unsre Wohlfahrtsorganisationen auf schlechthin einwandfreiem Wege zu ihrem Gelde kommen wollen, sehe ich nicht. Der mit Nachnahme eingezogene Jahresbeitrag ist herzlos und genügt nicht. Die Liste mit dem glänzenden Kopf und den kontrollierten Namen dient dem einmaligen Bedürfnis, aber nicht ohne auf die Eifersucht der Geber zu spekulieren. Welches sind nun die Methoden, die nur den ernsten Willen zur sozialen Tat wecken und große Summen einbringen? Lotterien, Bälle, Konzerte, Bazare werden von den Unterzeichnern der Erklärung nicht gemeint sein. Aber ich wäre wirklich neugierig, zu erfahren, was sie meinten. Vermutlich hat ihr Protest gute Gründe. So weit mir diese Blumentage näher getreten sind, habe ich sie als ein verhältnismäßig harmloses Mittel empfunden, größere Beträge für die organisierte Hilfe flüssig zu machen. Ihr Vorzug besteht, besonders den Bazaren gegenüber, in den geringen Ausgaben für die Zurichtung und also einem ungewöhnlich großen Reinertrag; im Ausschluß des unlautern Wettbewerbes mit dem reellen Geschäftsverkehr; im Zurücktreten des eigentlichen „Vergnügens", der nur gewissen Klassen zugänglichen Lustbarkeit; in der Möglichkeit, auch gebend sich zu beteiligen, für das ganze Volk — denn so arm sind nicht Viele, daß sie nicht zehn Pfennige für eine Blume opfern könnten. Kurz, wir leugnen gewisse Gefahren nicht, und wie rasch mag auch an diesen Blumentagen durch Uebertreibung usw. gesündigt werden; auch mag die Sache in Berlin, dem Orte des Protests, alsbald Schäden erzeugen, die wir nicht kennen. Aber man sollte eine solche relativ gute und erfreuliche Einrichtung, die geeignet ist, schlechtere zu verdrängen, nicht sofort wieder diskreditieren und über das ganze Land hin verleiden — da der Zweck, dem sie dient, doch auf keine rein ideale Weise erreicht werden wird. Ich kann z. B. die Existenz eines „Vereins für Wohlfahrtsmarken", der uns soeben auffordert für seine Wohlfahrtsmarken und Wohlfahrtspostkarten an dieser Stelle ein gutes Wort zu sagen, nicht einfach ideal finden. Dennoch mag er auf seine Weise helfen die Mittel schaffen „zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, der Tuberkulose und andrer Volkskrankheiten"; darum sei seine Geschäftsstelle hier mitgeteilt: Berlin W 8 Wilhelmstr. 68.

Ich bemerke ausdrücklich, daß ich weder für die Blumentage sonderlich engagiert bin, noch daß ich den sozialen Ernst und den Willen zu seiner Verbreitung in obigem Aufruf verkenne. Ich möchte den Unterzeichnern des Aufrufs Anlaß geben zu einer deutlicheren Aussprache.

R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Danzig Donnerstag 8. Juni abends 8½ vertauliche Zusammenkunft der Freunde der Christlichen Welt im Danziger Hof. Tagesordnung: **Nach der Entscheidung im Fall Jatho.** Gäste bedürfen der Einführung.

Chemnitz. Freitag 16. Juni. Fall Jatho.

Leipzig. Donnerstag 15. Juni 8 Uhr im Hotel de Pologne Hainstraße: Euckens Stellung zum Christentum. Pastor Andrae-Müglenz.

Tilsit. Sonnabend 10. Juni 8 Uhr im Kasino: Ist Luthers Glaube unser Glaube? Rade-Marburg.

Versammlungskalender

3.—14. Juni	Internationaler Guttemplertag Hamburg
5.— 7. „	Konferenz des Eisenacher Bundes Essen-Ruhr
6.— 7. „	Allgemeiner deutsch-österreichischer Protestantentag Wien
6.— 8. „	Evangelisch-sozialer Kongreß Danzig
6.— 8. „	Kirchlich-soziale Konferenz Nürnberg
6.— 8. „	Kongreß für Kindergottesdienst Detmold
6.— 8. „	Deutscher Evangelischer Schulkongreß Dresden
6.— 9. „	Allgemeine Gnadauer Pfingstkonferenz Wernigerode
7.— 8. „	Internationale Abolitionistische Föderation Dresden
9.—10. „	Verein für religiöse Erziehung Frankfurt a. M.
10.—12. „	Ostdeutscher Jünglingsbund Königsberg
15. „	Theologische Konferenz Gießen
20. „	Verband früherer und gegenwärtiger Auslandspfarrer Halle
20.—23. „	Deutscher Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke Düsseldorf
29. „	Konferenz deutscher Kinderhorte Dresden
19. Juli—3. Aug.	Casseler Fröbelkursus Cassel
20.—24. August	Reformierter Bund Detmold
28. Aug. bis 2. Sept.	Allgemeine Evangelisch-Lutherische Konferenz Upsala
23.—25. September	Hauptversammlung des Gustav-Adolf Vereins Frankfurt
25.—28. „	Kongreß für Innere Mission Stettin
2.— 3. Oktober	Deutsch-evangelischer Kirchengesangvereinstag Hannover
2.— 4. „	Freunde der Christlichen Welt Goslar
5.— 8. „	Evangelischer Bund Dortmund

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 21. Von der schottischen Freikirche — Konferenz für evangelische Gemeindearbeit in Darmstadt (Schluß) — Die römische Kirche in Deutschland (Fortsetzung) — Weiteres zum Fall Jatho: 3. Ein sozialdemokratisches Urteil. 4. Grundsätzliche Ablehnung des Spruchkollegiums — Verschiedenes: Die Milliarde der Kongregationen; Geistliche Schulaufsicht; Reform des Religionsunterrichts.

Pastor **Constantin Großmann** und **Frau Hilde** geb. **Thorning** benachrichtigen von ihrer Vermählung.

Plauen i. V. Kgr. Sachsen
im Mai 1911

Gloeckner & Niemann
Akademische Buchhandlung
Halle-S Alte Promenade 7
besorgt zuverlässig und schnell **jede gute Literatur** sowie **alle Bilder** und **Rahmungen.** Kataloge und literar. Auskünfte umsonst.

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Hauslehrer-Gesuch

Suche für Michaelis d. Jhrs. für meine drei Kinder (Mädchen 13, Knaben 12 und 11 Jahre) **Philologen** oder **Theologen** als **Hauslehrer**, um dieselben zum Eintritt in eine höhere Lehranstalt vorzubereiten. Die Kinder haben schon 2½ Jahre Hausunterricht genossen.
Offerten mit Zeugnisabschriften und Gehaltsansprüche an
Fabrikbesitzer Max Mitscherling, Radeburg, Bezirk Dresden

Zum 1. August 1911 ist die Stelle eines
Personalvikars
in Chodau bei Karlsbad (zum evangelischen Pfarrsprengel Falkenau a. Eger gehörig) neu zu besetzen. Gehalt für Unverheiratete vorläufig 2000 Mk.; außerdem Nebeneinnahmen. Bewerbungen bezw. Anfragen an
das Presbyterium der evangelischen Pfarrgemeinde a. B. Falkenau a. Eger.

Evangelisch Sozialer Kongreß

22. Tagung in **Danzig** 6. bis 8. Juni

Dienstag den 6. abends 8 Uhr: Begrüßungsversammlung im Artushof.

Mittwoch den 7. im Schützenhaus: 9 Uhr **Erste Hauptversammlung.** Eröffnungsrede des Kongreßvorsitzenden Exz. Adolf Harnack — Begrüßung durch die Behörden — Vortrag von Professor D. Arthur Titius-Göttingen: „Wie lassen sich die sittlichen Ideale des Evangeliums in das gegenwärtige Leben überführen?" Diskussion — Nachmittags 3 Uhr **Zweite Hauptversammlung.** Vortrag von Ministerialdirektor Exz. H. Thiel und Pfarrer Johannes Ebel: „Die Landflucht." Diskussion — Abends 8 Oeffentlicher Volksabend.

Donnerstag den 8. im Schützenhaus: 9 Uhr **Dritte Hauptversammlung.** Jahresbericht des Generalsekretärs Pfarrer Lic. Schneemelcher — Vortrag von Seminardirektor Schulrat Karl Muthesius und Fräulein Margarete Henschke: „Die Schule als Faktor der sozialen Erziehung." Diskussion.

Eintritt für Kongreßmitglieder und Mitglieder der Evangelischen Arbeitervereine frei. Karten zu allen Verhandlungen 2 Mk. Tageskarten je 1 Mk. Begrüßungsversammlung und Volksabend frei.

Durch Zahlung von 5 Mk. Jahresbeitrag wird man Mitglied des Kongresses und erhält dadurch die Monatsschrift „Evangelisch-Sozial" sowie den gedruckten stenographischen Bericht über die Verhandlungen der Tagung.

Wohnungen durch die Danziger Verkehrszentrale Danzig, Langer Markt 19 I.

Auskünfte Pastor Lic. Schneemelcher in Rummelsburg bei Berlin und Pastor Lic. Dr. Dibelius in Danzig, Schwarzes Meer 1.

Verein für religiöse Erziehung

Die vierte Hauptversammlung findet am 9. und 10. Juni in **Frankfurt am Main** statt.

Freitag, den 9. Juni, abends 8 1/4 Uhr öffentliche Versammlung: Vortrag von Geh. Kirchenrat Professor D. Troeltsch aus Heidelberg: Religion und Moral.

Sonnabend, den 10. Juni, nachmittags 4 Uhr Mitgliederversammlung. Eingeführte Gäste willkommen. — Abends 8 1/4 Uhr öffentliche Versammlung: Vortrag von Frau Zurhellen-Pfleiderer aus Frankfurt am Main: Religionsunterricht und Gottesglaube. Alle Versammlungen finden im kleinen Klubsaal des Kaufmännischen Vereins statt.

Der Vorstand

Theologische Konferenz in Giessen

Donnerstag, 15. Juni, Neuer Saalbau. Privatdozent Lic. **H. Stephan:** „Die heutigen Auffassungen vom Neuprotestantismus."

Professor D. **M. Schian:** „Die moderne Schätzung der Individualität und die kirchliche Praxis."

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft
Evangelischer Verlag Heidelberg

Heft 5. Groß ist die Diana der Epheser, Kap. 2. Von Pastor Schmidt, Gleiwitz — Ein chinesisches Denkmal der christlichen Mission. Von Dr. H. Wernecke — Aus der Mission der Gegenwart — Literatur — Mitteilungen und Anzeigen — Eingegangene Bücher.

Gebildete Dame, 40 Jahre, in allen Zweigen des Haushalts erfahren, fähig zu organisieren und zu repräsentieren, 12 Jahre in großem ländlichen Hauswesen tätig, **sucht zum 1. Juli, ev. eher selbständige Stellung** als **Leiterin eines städtischen Haushalts,** als **Hausdame** in vornehmem Hause, oder als Leiterin eines kleinen Sanatoriums, Hospizes oder dergleichen. Lebensstellung erwünscht. Gute Empfehlungen. Anfragen befördert und Auskunft erteilt Prof. **Rade, Marburg.**

Erholungsheim Anker (Ostseebad Henkenhagen bei Kolberg)

Vegetarische Küche. **Geschützte Waldlage am Strande.** Luftbäder und Lufthütten im Waldpark. **Freie Seebäder.** Wärmekultur nach Dr. Winsch, Badearzt in Henkenhagen. Eine Aerztin. Pension von Mk. 5.— an. Vor- und Nachsaison Ermäßigun.g Prospekte frei.

Küchenschlendrian

Betrachtungen und Vorschläge für eine rationelle Diät und Küchenreform in zwei Heften, betitelt: Küchensünden und Volksgesundheit. Von Gustav Simons. Preis M. 1.10. Illustriert und mit neuen Koch- und Einmacherezepten versehen. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder vom Verlag Lebenskunst-Heilkunst, Berlin SW 11, Hallesche Str. 123

Berliner Weltkongreß

Weitere Sonderausgaben:

Bacon (New Haven) Die Ergebnisse der Bibelkritik für Theologie und Praxis.

Eerdmans (Leiden) Orthodoxie im 20. Jahrhundert.

Giran (Amsterdam) Le Religion de l'Esprit et le Christianisme Progressif.

Jansen (Christiania) Die Religion Björnsons und Ibsens.

Jayatilaka (Ceylon) Christentum und Buddhismus.

Maitra (Calcutta) Christentum und Hinduismus.

Montet (Genf) Christentum und Islam.

Murri (Rom) La Question religieuse et la Démocratie en Italie.

Sabatier (Paris) Le Modernisme.

Protestantischer Schriftenvertrieb G. m. b. H. Berlin-Schöneberg Eisenacherstraße 45

Herzogl. Baugewerkschule Holzminden.

Errichtet 1831 Hochbau Verpflegungs-Anstalt Tiefbau Direktor L. Haarmann
Sommerunterricht 2. April. Reifeprüfung. Winterunterricht 15. Oktober.
Die Herzogl. Baugewerkschule ist den Kgl. preuß. Schulen gleichgestellt.

15. und 22. Juli, 17. und 19. August 1911:

Sommerreisen nach Egypten

18 Tage 375 Mk.; 27 Tage 485 Mk. Einschliesslich Schiff mit Beköstigung und Eisenbahn 2. Klasse, erstklassige Hotel-Unterkunft und Verpflegung, Führungen, Besichtigungen, Ritte, Fahrt, selbst die Trinkgelder. Prospekte durch:

Deutsches Reisebureau Orient-Fahrer Kairo, Postfach 186

Soeben erschienen: **Dr. med. Wilhelm Winsch,** Badearzt in Henkenhagen bei Kolberg, **„Ueber Wärmekultur,** ein Fortschritt der Lebens- und Heilkunst und ein Beitrag zur höheren Entwicklung des Menschen." 3. vermehrte und verbesserte Auflage. Preis **65 Pfg.** mit Porto. Verlag: **Lebenskunst-Heilkunst, Berlin SW. 11,** Hallesche-straße 20.

Schön und dabei gesundheitsgemäß

sich zu kleiden, lehrt Doris Kiesewetter in ihrem Buch: Kleidung, Schönheit, Gesundheit (herausg. unt. Mitwirk. von Dr. med. Schoenenberger und W. Siegert). Die Beziehungen zwischen Kleidung und Gesundheit werden dargelegt und genaue Anleitung gegeben zur Anfertigung richtiger Kleidung für jedes Alter und Geschlecht. Von der Windelpackung bis zur vollkommnen Kleidung des Erwachsenen: Oberkleidung, Wäsche, Fußbekleidung, Kopfbedeckung. Betten usw. werden berücksichtigt. Eine große Anzahl Illustrationen ergänzen den leichtverständlichen Text. Zu beziehen zum Preise von M. 2.- (brosch.), M. 2.50 (gebd.) von jeder Buchhandlung oder vom Verlag Lebenskunst-Heilkunst, Berlin SW 11, Hallesche Straße 123

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 385 386 067 M. Vermögensbestand 139 260 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1910: 4 400 000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg

Hierzu drei Beilagen: je ein literarischer Prospekt von den Verlagsbuchhandlungen J C Hinrichs in Leipzig (Deutsch-Evangelisch von Kahl und Schian); Jos. Kösel in Kempten (Foerster, Autorität und Freiheit); und ein Flugblatt vom Deutschen Verein für Wohnungsreform (Zweiter deutscher Wohnungskongreß)